

Alte und neue Häuser – alte und neue Präsentationskonzepte

Zur Entwicklung des Freilichtmuseums 1998 bis 2005

Die Entwicklung des Westfälischen Freilichtmuseums ist in den letzten Jahren von einer außerordentlichen Dynamik gekennzeichnet. So konnte im Jahre 2000 das gesamte Museumsareal von gut 78 Hektar aus der Erbpacht des Landesverbandes Lippe herausgelöst und vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe erworben werden, einschließlich aller Rechte wie z.B. der Betreibung der Gastronomie und des Jagdrechtes. Weitere Grundstückskäufe ließen das Museum auf über 90 Hektar anwachsen. Diese Zukäufe waren in dreierlei Hinsicht notwendig: Erstens zur Entzerrung der Besucher- und Autoverkehre, zweitens als Distanzflächen gegenüber evtl. zukünftigen Entwicklungen außerhalb des Museums und drittens zur ökologischen Aufwertung der Museumsrandflächen. Durch die Arrondierung wurde es möglich, im Jahr 2004/05 den Eingangsbereich neu zu ordnen, einen 2 km langen Betriebsweg längs der Nord- und Ostflanke des Museums mit einer Brücke über den Mühlenteich in Betrieb zu nehmen und die randlagigen Distanzflächen zum Teil mit Hochwald, zum Teil mit Streuobstwiesen zu bepflanzen. Im Jahre 2001 wurden der neue Hauptparkplatz und ein neuer Überlaufparkplatz in Nutzung genommen, im Jahr 2002 der Neubau des Verwaltungs- und Dokumentationszentrums mit Bibliothek und Sitzungssaal unter Verwendung des sanierten alten „Krummen Hauses“. Im Jahre 2000 konnten schon das neue Zentralmagazin mit 5.000 qm Grundfläche im Bereich des ehemaligen Detmolder Flughafens und im Jahre 2003 ein zweites Großmagazin in einer ehemaligen, dreistöckigen Möbelfabrik in der Stadt Detmold in Betrieb gehen.¹

Zu diesen extrem kostenträchtigen infrastrukturellen Hoch- und Tiefbaumaßnahmen konnten im Berichtsraum zahlreiche Archi-

tekturlexponate wiedererrichtet und mit z.T. neuen Präsentationskonzepten den Besuchern übergeben werden. Diese Häuser und ihre Darstellungs- und Vermittlungskonzepte werden im Folgenden vorgestellt. Nicht näher eingegangen wird allerdings auf die „Fasanerie“, deren Einrichtungskonzept nach Vorarbeiten von Joachim Kleinmanns von Heinrich Stiewe weiterentwickelt und unter dem Schlagwort „Betreten der Baustelle erwünscht“ umgesetzt wurde.² Ebenfalls unberücksichtigt bleibt das jüdische Wohnhaus aus Ovenhausen/Kreis Höxter, da sich dazu eine umfangreiche Monographie in Druck befindet. Dieses Wohnhaus wurde im Jahre 2000/01 als voluminösestes Großteiltranslozierungs paket in der Geschichte des Museums übernommen und harret noch der Fertigstellung. Mit seinem Erbauer Bernd Soistmann tritt uns der Sohn des 1783 ermordeten Schutzjuden Soistmann Berend vor Augen, dessen Kriminalfall Annette von Droste-Hülshoff anhand der historischen Akten zu ihrer Novelle „Die Judenbuche“ inspirierte. Die Verknüpfung dieser literarischen Quelle zum Zusammenleben von Christen und Juden im Dorfe früher mit den konkreten Biographien der jüdischen Bewohner des Hauses bis zum Holocaust bietet außerordentliche, wenn auch mit besonderer Sensibilität anzugehende Vermittlungsansätze, die im Rahmen eines Workshops 2006 interdisziplinär erarbeitet werden sollen.³

Westfalen gehört, mit Ausnahme des Siegerlandes, zum Verbreitungsgebiet des niederdeutschen Hallenhauses. Das Hallenhaus in seinen unterschiedlichen Ausprägungen und verschiedenen Funktionen dominierte als Bauaufgabe die ländlichen Räume bis in das 19., in manchen Regionen sogar bis in das frühe 20. Jahrhundert. So ist es nur logisch,

dass die Mehrzahl der im Museum wieder errichteten Hauptgebäude in den verschiedenen Siedlungseinheiten Hallenhausvarianten sind.

Das Vorgehen, im Freilichtmuseum die einzelnen „Hauslandschaften“ mit Gebäuden zu vertreten, die in besonders prägnanter Weise das Regionaltypische fokussieren, galt in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts als wissenschaftlicher Standard. In einer Zeit geringer Mobilität, in einer Zeit, in der einem großen Bevölkerungsanteil die regionalen Unterschiede noch bewusst waren und man den Wechsel von einer Kulturlandschaft zur anderen noch wahrnahm, trug diese Vorgehensweise des Museums. Die historische Baukultur der westfälischen Teillandschaften zu dokumentieren und zu bewahren ist auch heute noch eine der legitimen Museumsaufgaben. Doch erzeugt die große Zahl von Dielenhäusern im Museum bei einer global eingestellten Jugend, bei Migranten und anderen Neubürgern ein gewisse Langeweile: „Schon wieder ein solches Haus“, „das haben wir doch eben schon gesehen“, „waren wir hier nicht schon?“

Solche Äußerungen sind Ausdruck der massiven Veränderung unserer Gesellschaft, die ihren Niederschlag in veränderten Interessen und Wahrnehmungsstrukturen der Besucher finden. Auf diesen Wandel hatte das Museum in zweierlei Hinsicht zu reagieren. Zum einen hatte es sich in seiner Aufbaupolitik stärker auf Wohn- und Arbeitsstätten zu konzentrieren, die nicht dem Dielenhaus angehören, zum anderen mussten neue, variantenreiche Präsentations- und Vermittlungsformen entwickelt werden, um dem Besucher andere Erfahrungszugänge zu ermöglichen.

„Das Haus zum Anfassen“

Am Beginn neuer Vermittlungsformen steht das „Haus zum Anfassen“. Damit brachen wir 1999 mit einem Grundprinzip unserer Museumsarbeit. Anstelle von „Nicht berühren“ fordern wir die Besucher nun auf: „Anfassen erwünscht.“ Wir unterstützen damit die haptischen Bedürfnisse unserer Gäste, unterstützen den Wunsch, unmittelbar die



Abb. 1 „Haus zum Anfassen“: Kinder probieren das Himmelbett in der Schlafkammer aus

Struktur und Funktion historischer Objekte am historischen Ort untersuchen und begreifen zu können, Erfahrungen zu sammeln durch Ausprobieren (Abb. 1).⁴

Ausgewählt für dieses Experiment unter der Projektleitung von Gefion Apel wurde das Haupthaus des Osnabrücker Hofes, ein 26 m langes Zweiständer-Hallenhaus von 1609 mit gewaltiger Diele und offener Feuerstelle. Das Haus wurde 1967 als erstes Gebäude des Museums wieder errichtet und besitzt als Originalbaubestand ausschließlich das konstruktive Gerüst. So sind weder historische Putze, Farben oder sonstige Befunde zu schützen, wenn die Besucher nun jede Tür öffnen dürfen, wenn sie in Stall, Keller oder Dachraum klettern können. Problematisch für ein Museum hingegen ist es, wenn man den Besuchern erlaubt, Exponate zu berühren, insbesondere wenn man sie auffordert, in Schränke und Truhen zu schauen, am Esstisch Platz zu nehmen, das Herdeisen mit dem schweren Topf zu verstellen oder neugierig im Keller diverse Vorratsbehälter in die Hand zu nehmen. Der Einsatz von Replikaten hätte hier hilfreich sein können, doch lehrt die Erfahrung, dass das Streichen über eine alte Möbelfläche oder das Herausziehen einer originalen Schublade eine faszinierende, eindruckliche und sinnliche Erfahrung bedeutet und einem Großteil der Museumsbesucher als Wunsch innewohnt. Allerdings, wie verhindert man den Verschleiß und die Beschädigung originaler Artefakte?

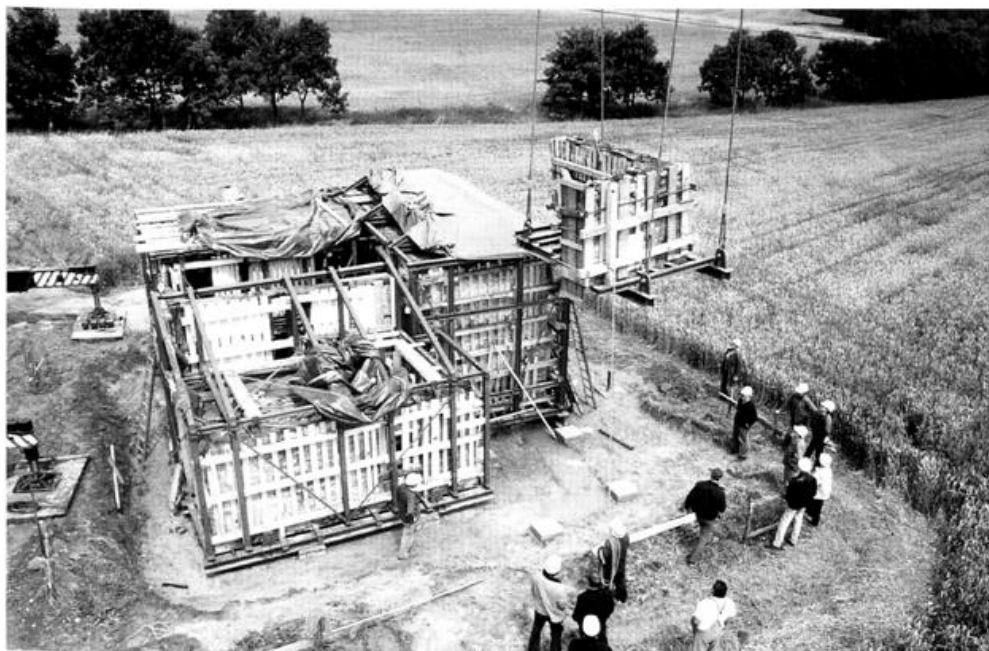


Abb. 2 Translozierung des Tagelöhnerhauses aus Vinsebeck. Aufsetzen der Großteile im Museumsgelände, August 1993

Aus dem ungeheuer umfangreichen Magazinbestand des Museums wurden Stücke ausgewählt, die im Rahmen der Sachgut-Qualifizierung aufgrund ihrer unbekannten Herkunft und fehlenden Dokumentation per se aus der Sammlung hätten entfernt werden müssen.

Zusätzlich wurden für die Besucher weitere Anreize geschaffen, Erfahrungen durch eigenhändiges Handeln zu gewinnen. So können sie etwa schwere Säcke mit der Balkenwaage wiegen, Wäsche kalt mangeln oder die Technik der Mausefalle ausprobieren. Für Rückfragen und Hilfestellungen wurde das Personal sorgfältig geschult. Als besonderes Angebot dürfen die Museumsgäste – wie seinerzeit für die Bewohner des Hauses üblich – Holzschuhe anziehen, um mit ihnen Bewegungsabläufe und Klangbild auf Stein und Holz zu verinnerlichen.

Ein Drehtor am Gebäudeeingang mit einer elektronischen Besucherzählung reguliert den Zugang. Eine Informationstafel animiert, sich auf das Probieren einzulassen mit dem einschränkenden Hinweis, dass diese unmittelbare Erfahrung nur in diesem einen Gebäude des Museums möglich ist.

Die vielfältigen Betätigungsmöglichkeiten im „Haus zum Anfassen“ kommen dem Besucherwunsch nach sinnlichem Erlebnis und aktivem Erfahren entgegen. Das Konzept ist nicht geeignet, das Leben im Hallenhaus und

die Mühe des Alltags früherer Jahrhunderte verständlich zu machen. Aber es ist ein Baustein, die Besucher durch Eigeninitiative und Einsatz all seiner Sinnesorgane Detailerfahrungen machen zu lassen. Allerdings werden ihnen allein durch Anfassen kaum weiterreichende Hintergründe und Informationen eröffnet, so dass auf eine begleitende personale Vermittlung nicht verzichtet werden kann.

„Das Haus der Gefühle“ – Das Tagelöhnerhaus aus Vinsebeck

Das verwobene, stark differenzierte Sozialgefüge der Zeit um 1900 sichtbar zu machen, ist Aufgabe des musealen Paderborner Dorfes. Mehr als zwei Drittel der Bevölkerung in den Dörfern des Paderborner Landes gehörten gegen Ende des 18. Jahrhunderts bereits den mittleren und unteren sozialen Schichten an, lediglich 17 Prozent der Landbevölkerung waren Bauern, die über einen eigenen Hof verfügten. 18 Prozent waren Einlieger ohne eigenen Grundbesitz. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren schließlich in manchen Dörfern bis zu 70 Prozent der Hauseigentümer den Unterschichten zuzurechnende Tagelöhner. Diese Bevölkerungsgruppe war zunächst im Paderborner Dorf mit drei Gebäuden vertreten. 1991 eröffnete sich die



Abb. 3 „Haus der Gefühle“: Das Tagelöhnerhaus aus Vinsebeck nach dem Wiederaufbau im Freilichtmuseum

Chance, als viertes Unterschichtenhaus das kleine Tagelöhnerhaus aus Vinsebeck zu übernehmen. Es wurde im Rahmen einer Großteiltranslozierung in vier Raumblocken fast unverletzt in das Museum verbracht (Abb. 2-3).

1833 hatte der Tischler und Ackersmann Anton Finke das kleine Haus am Dorfrand auf Gemeindegrund erbaut, um es sofort an den Tagelöhner und Frieslandgänger Franz Weber zu verkaufen. Weber war so arm, dass er sich das Haus über 10 Jahre lang mit einer Untermieterfamilie teilen musste. Als sein Enkel 1872 sein Glück als Stahlarbeiter im Ruhrgebiet suchte, erwarb es der Tagelöhner Johann Peters auf Ratenzahlung. Doch starb dieser nur wenige Jahre später an den Folgen eines Arbeitsunfalls. Dessen Tochter Elisabeth, sein einziges noch lebendes Kind (vier starben als Kleinkinder) heiratete 1890 den 24 Jahre alten Tagelöhner und Ziegler Philipp Glitz. Erst jetzt konnten die Ratenzahlungen von 1872 abgetragen werden. Glitz erweiterte und renovierte das kleine Haus. Um 1900 teilten sich drei Generationen das Gebäude: die Großmutter Peters, das Ehepaar Glitz und seine beiden Töchter Therese und Caroline. Philipp Glitz starb 1907 recht jung im Alter von 40 Jahren, ebenfalls auswärts infolge eines Unfalls während der Saisonarbeit. So lebten nun die beiden Töchter mit ihrer Mutter allein im Haus. Die Mutter verstarb 1938, Therese 1953 und als letz-

te Bewohnerin starb Caroline Glitz 89-jährig im Jahre 1990. Für größere Investitionen und Renovierungen fehlte ab 1907 die Kraft und somit gab es bis zuletzt weder Bad noch WC, weder Zentralheizung noch Steckdose im Haus. Wenige elektrische Deckenlampen ersetzten seit den 1920er Jahren das Petroleumlicht, seit den 1950er Jahren ein Wasserhahn den Gang zum Brunnen. Das Trockenklo war bis 1990 in Funktion. Einzig der Stubenofen und der kleine Herd im Küchengang brachten etwas Wärme.⁵

Anton Finke erbaute 1833 dieses Fachwerkhaus als kleinstmögliche Form des Dreiständer-Durchgangsdielehauses auf 45 qm Grundfläche. Links wird die hohe Diele von der Stube und der extrem schmalen Küche begleitet, rechts in der Abseite von einer Kammer und einem Wirtschaftsraum. Um 1905 dürfte die wirtschaftliche Lage des Tagelöhners Philipp Glitz etwas günstiger gewesen sein, denn er ließ das kleine Haus um einen rückwärtigen, zweigeschossigen Bruchsteinanbau mit Keller und Schlafkammer darüber erweitern. Desgleichen ersetzte er die Fachwerkaußenwände der rechten Abseite in Bruchstein und schuf einen Stallanbau, dem ein Trockenklo angesetzt wurde. Da das Haus aufgrund des individuellen Schicksals seiner Bewohner während des 20. Jahrhunderts diesen Zustand quasi unverändert bewahrte, ist „Peiters Haus“, wie es im Dorf genannt wurde, ein charakteristischer Zeuge für das Tagelöhnerdasein der Zeit um 1900. Es dokumentiert das Leben vieler Generationen: in seinen Räumen, mit seinen An- und Umbauten, mit seinen Reparaturen, Farben und Tapeten, mit seinen verschlissenen Wänden und Decken und durch vieles mehr. Verbunden mit den Biographien jedes einzelnen Bewohners, fokussiert das Vinsebecker Haus geradezu beispielhaft Lebensweise und Schicksal vieler westfälischer Familien.

Für die meisten heutigen Menschen mag dieses Haus als Vollzugsrahmen für das Leben und Arbeiten einer Familie unwirklich erscheinen. Aber gerade deshalb ist es neben unserem Tagelöhnerhaus aus Rösebeck ein unverzichtbarer Denkanstoß für die Besucher und ein Denkmal für die sogenannte „Kleinen Leute“. Mit der Translozierung des

Hauses von Vinsebeck in das Museum begann auch zwangsläufig dessen Musealisierung und es stellte sich die Frage: „Wie sollen wir das Haus präsentieren?“ Um seinen Charakter als Denkmal der „Kleinen Leute“ herauszuheben und um seinen Denkanstoßcharakter zu untermauern, entschlossen wir uns – erstmals im Museum – auf jedwede Rückführung in ältere Zustände, auf jedwede Rekonstruktion und Restaurierung zu verzichten und das Gebäude in seinem letzten Zustand „einzufrieren“ und zu konservieren.

Museale Präsentation umfasst aber mehr als das Gebäude. Also stellte sich die Frage nach seiner Einrichtung, nach dem Interieur. Die Wohn- und Lebensverhältnisse der ländlichen Unterschichten werden im Paderborner Dorf durch drei Gebäude mit klassischen Interieur-Inszenierungen und -Rekonstruktionen nachvollziehbar gemacht. Noch ein weiteres Unterschichtenhaus analog den Forschungen mit Tisch und Stuhl, Bett und Gardine auszustatten, wollte Verfasser sich und den Besuchern nicht zumuten. Wo wäre da der Erkenntniszuwachs?

Die bisherigen Präsentationsformen zu wiederholen erschien dem Museum für das Vinsebecker Haus nicht ausreichend, um aufzuklären, zeitgemäß anzuregen und den heutigen Wahrnehmungsformen zu entsprechen. Um die Menschen und ihre individuelle Geschichte in den Mittelpunkt zu stellen, um ihr Schicksal zu visualisieren, bedurfte es neuer Wege. Vor diesem Hintergrund entwickelte sich die Idee, die konkrete Bewohner- und Hausgeschichte zu verknüpfen mit generellen Aspekten des Tagelöhnerdaseins sowie generellen menschlichen Wohn- und Lebenserfahrungen. So entschied sich das Museum, dies mit den Mitteln zeitgenössischer Kunst zu tun. Dabei nahmen wir in Kauf, dass wir mit einem solchen Experiment die wissenschaftliche Deutungshoheit ein Stück weit aufgaben.

1998 konnten die Künstler Gabriele Wipers und Herbert Galle aus Essen für dieses Projekt gewonnen werden (Projektleitung: Stephan Pahs unter Beteiligung von Katharina Schlimgen-Ehmke), deren bisherige künstlerische Arbeiten erfolgversprechende Anknüpfungspunkte für die Absichten des Mu-



Abb. 4 „Raum der verrinnenden Zeit“: Künstlerische Installation mit „Habseligkeiten“ der letzten Bewohnerin in der Kammer des Tagelöhnerhauses aus Vinsebeck

seums boten. Mit großem Enthusiasmus und hoher Sensibilität setzten sich die Künstler zunächst mit dem harten Tagelöhnerdasein, mit der Bewohner- und Hausgeschichte auseinander, um im Diskurs mit dem Museum ein anregendes Konzept zur Musealisierung des Hauses zu entwickeln und unter dem Titel „Innenleben – Haus der Gefühle“ umzusetzen. „Von den Künstlern wird das Tagelöhnerhaus nicht allein als historisches Objekt gesehen, sondern auch als ein symbolisches Haus von großer Integrationskraft für die Gedanken, die Erinnerungen und Träume des Menschen. Ausgehend von den Biographien der ehemaligen Bewohner und Bewohnerinnen und den Gegenständen, die sie hinterlassen haben, werden in einzelnen Räumen des Hauses mit unterschiedlichen künstlerischen Mitteln Grundbedingungen menschlicher Existenz reflektiert.“⁶ Durch den Einsatz unterschiedlicher künstlerischer Mittel,



Abb. 5 „Raum der verborgenen Gefühle“:
Installation in der Schlafkammer des Tage-
löhnerhauses aus Vinsebeck

von der Collage bis zur Video- und Toninstal-
lation, wird der Gang durch das Haus zu
einem spannenden, ungewöhnlichen Erleb-
nis, das zur Auseinandersetzung provoziert
(Abb. 4).

Museum und Künstlern war es wichtig,
einen Gegensatz zur stark verklärten, oft als
Idylle wahrgenommenen ländlichen Fach-
werkhauskultur zu schaffen, ja der Idylle zu
misstrauen. So erinnert auf der mit Lehm
ausgeschlagene Deele eine Säule von be-
druckten Ziegelsteinen an die harte, monoto-
ne Arbeit der Frieslandgänger und eine Col-
lage aus Lehm und zerrissenen Fotos an die
Feldarbeit der Tagelöhnerinnen auf den Gü-
tern der Umgebung. Die Schlafkammer etwa,
die früher nur von den Eheleuten betreten
werden durfte, wurde zum „Raum der ver-
borgenen Gefühle“. Durch den Raum ge-
spannte weiße Laken mit ausgeätzten Perso-
nen erinnern an Geburt und Tod, an Liebe
und Lebensträume, versinnbildlichen Intimi-
tät und Vergänglichkeit (Abb. 5).⁷

Mit dem „Haus der Gefühle“ hat das Museum
eine Interpretations- und Präsentationsform
gefunden, die es ansonsten in der Freilicht-
museumslandschaft nicht gibt. Für die Mu-
seumsbesucher stellt es eine unerwartete
Überraschung dar, die Irritationen auslösen
kann, auf die dann aber zumeist ein Einlas-
sen und Nachdenken erfolgt. Durch das un-
gewohnte, das unerwartete visuelle Erlebnis
eröffnet sich den Besuchern ein völlig neuer

Zugang zu den Museumsobjekten, die gleich-
zeitig wiederum zur Auseinandersetzung mit
eigenem Erleben und eigener Geschichte
reizt. Ablehnung, Nachdenklichkeit und Be-
geisterung halten sich die Waage. Obwohl im
Haus nicht ein einziges historisches Möbel
steht oder ein Bild an der Wand hängt, ist im
Gästebuch zu lesen: „Bei Peiters und Stro-
then war es ganz ähnlich“ und an anderer
Stelle „hier bin ich wieder einmal zum Nach-
denken gekommen“ oder „dieses Haus ist
mit meinen Kindheitserinnerungen gefüllt
(obwohl ich gerade erst 40 bin), ich erinnere
mich an Schwärme von Fliegen in der Küche
und viele Menschen auf kleinem Raum, an
Herde, die erst umständlich angeheizt wer-
den mussten und an eiskalte Schlafräume im
Winter und an alles erinnere ich mich
und das macht Freude.“

Pastor Schafmeister und sein Allagener Pastorat

Die Kirche als herausragendes Gebäude, der
Sakralbau im Zentrum des Ortes, war und ist
es z. T. auch heute: das unbestrittene geistig-
religiöse Kraft- und Trostzentrum für alle
Dorfbewohner. Dieser Mittelpunkt fehlt aller-
dings noch im musealen Paderborner Dorf,
da bisher keine für das Museum geeignete
Pfarrkirche aus der Zeit vor 1900 im Hoch-
stift Paderborn aufgegeben wurde. Ein Re-
plikat würde den Museumsansprüchen nicht
genügen.

Doch kündigt seit dem Jahr 2002 das ka-
tholische Pastorat aus Allagen von der einst
hervorgehobenen, ja einzigartigen Stellung
des Pastors in der Dorfgemeinde: durch sei-
ne dominante Lage unmittelbar am Kirch-
platz, durch seine ungewöhnliche und reprä-
sentative Architektur und durch seine an bür-
gerlichen Wohnmustern ausgerichtete modi-
sche Einrichtung der Zeit um 1900 (Abb. 6).⁸

Der Neubau wurde 1733-38 (d)⁹ durch
den Patronatsinhaber, das St. Patrokli-Stift
zu Soest, veranlasst. Er wurde als hoher,
zweistöckiger Fachwerkwohnbau unter stei-
lem, geschiefertem Walmdach errichtet mit
streng axialen Fassaden. Von der Mitteltür
im Vordergiebel führt ein langer, gerader Weg
unmittelbar zu Kirchplatz und Kirche. Wäh-

rend die Vorderansicht bürgerlichen Bauten der Stadt Soest ähnelt, ist die Hoftraufe mit ihrem zentralen zweiten Portal von palais-ähnlicher Wirkung. Unterstrichen wird die hervorgehobene Stellung durch gleiche Raumhöhen im Erd- und Obergeschoss, ein Ausweis für den hohen Wohnkomfort im Haus.

Die meisten Pastoren in den ländlichen Gemeinden Westfalens lebten im 18. Jahrhundert in großen niederdeutschen Hallenhäusern, von diesen nur unterschieden durch einen aufwendigeren Wohnbereich. Es waren gerade die großen Stifte und Klöster im Herzogtum Westfalen und im Hochstift Paderborn, die die Sonderstellung ihrer Ortspfarrer durch der lokalen Bautradition fremde, überschichtliche Wohnsitze herausstellen wollten. Mit dem Mittelflurhaus ist auch die Raumstruktur den aktuellen Wohnmustern des gehobenen Stadtbürgertums entlehnt.

Zur Pfründe des Pfarrers gehörte ein umfangreicher Landbesitz, der schon 1608 mehr als 70 Morgen umfasste: Dazu zählen die Gärten und der Baumhof sowie das Saatland und die Wiesenkämpfe, die zu den besten in der Gemeinde gezählt wurden. Ein Teil der Flächen war zunächst gegen Naturalabgaben verpachtet (im Wechsel jährlich Roggen, Gerste, Weizen und Hafer), ein Teil wurde selbst bewirtschaftet. Zur Unterbringung von Vieh und Ernte diente eine separate Scheune auf dem Hofplatz, die 1844 Stallungen für 7 Kühe, 2 Pferde, 4 Schweine sowie Federvieh enthielt. Darüber hinaus gab es in der Scheune eine Knechtekammer sowie ein angegliedertes Brau- und Backhaus. 1851 wurde die Scheune durch einen Neubau ersetzt, der 1965 abgerissen wurde.

Das Pastorat selbst ist ein reines Wohnhaus, in dem neben dem Pastor und seiner Haushälterin auch das weibliche Dienstpersonal wohnte. Es ist in den vorderen zwei Dritteln unterkellert. Das Raumschema des Erdgeschosses wird vom Mittelflur bestimmt. Links sind diesem ein Zimmer sowie das eingeschobene Treppenhaus mit dem Hofflur angeordnet, rechts zwei Zimmer. Am Hausende befinden sich die große Küche mit Kamin und zentralem bestiegbarem Schorn-



Abb. 6 Pastorat aus Allagen nach dem Wiederaufbau im Freilichtmuseum

stein sowie eine Nebenkammer. Dieses Raumschema wiederholt sich im oberen Stockwerk, wobei anstelle der Küche hier zu allen Zeiten die große Studierstube mit Bibliothek und Pfarrarchiv Platz gefunden hat. Vom ansonsten ungegliederten Dachraum ist eine Räucherammer separiert. 1831 werden drei der Räume im Haus als heizbare Stuben bezeichnet: neben der Gesindestube und der Studierstube auch das Wohnzimmer. 1814/15 (d) wurde an das Haus als besonderer Komfort ein zweistöckiger Aborterker ange-setzt, so dass der Pastor aus seinen Wohnräumen im Obergeschoss nicht mehr über den Hof gehen musste. 1834 wurden die beiden Wetterseiten des Hauses verschiefert, 1841 erhielt es die noch heute vorhandenen Fenster. Unterhalten werden musste das Gebäude zunächst von der kirchlichen, später von der weltlichen Gemeinde.

Auch wenn die Pastoren zu allen Zeiten über die schlechten baulichen Zustände des Gebäudes lamentieren und Abhilfe verlangen, so ist doch gegenüber den örtlichen Wohnungen ein überaus großer Wohnkomfort zu konstatieren. So wird etwa 1831 reklamiert, im Haus seien nur drei Öfen vorhanden, obwohl in den Pfarrhäusern der Umgebung fünf

Öfen üblich seien. 1875 zeigen sich alle Räume tapeziert und mit verputzten, geweißten Decken. 1866 hatte auch das offene Kaminfeuer ausgedient, der Pfarrer kaufte sich eine Kochmaschine, wohl als erster im Dorf.

Zur Zeit des Kulturkampfes ist die Pfarrstelle für 12 Jahre (1875-1887) verwaist, das Haus wird vermietet, die Bibliothek verschlossen. Im Jahre 1963 entschließt sich die katholische Kirchengemeinde zu einem Neubau, da die veralteten Installationen, das Fehlen einer Zentralheizung und die schiefen Fußböden als unzeitgemäß angesehen werden. So konnte das Museum das Gebäude 1968 nach Detmold transferieren und 1998/2002 wieder errichten. Von seiner Erbauung im Jahre 1733-38 bis zu seinem Abbau 1968 hatte das Haus zwar immer wieder umfangreiche Reparaturen erlebt, aber in seiner Raumstruktur keinerlei Veränderungen erfahren.

In Anlehnung an die topographische Situation in Allagen wurde das Pastorat im Museum auf einer großen Parzelle neben dem Kirchplatz positioniert, von diesem durch einen tiefen Vorgarten abgerückt und mit diesem durch einen langen Privatweg verbunden. Da es in Allagen leicht erhöht über dem Kirchplatz thronte, musste das Gelände im Museum großflächig um 80 cm angehoben werden.

Der Zeitschnitt für das Gebäude und seine Einrichtung ergab sich aus der Präsentationszeit des Paderborner Dorfes: die Zeit um 1900.

Die Zeit um 1900 bedeutet auch eine Orientierung der Pastoren großer Pfarreien an bürgerlichen Einrichtungsmustern. Als Akademiker hatten sie in der Stadt studiert, hatten geistliche Konfratres als Besucher, standen in Kontakt mit den hohen kirchlichen und weltlichen Amtsträgern. Somit steht der bürgerliche Pastorenhaushalt dieser Zeit mit seinen schweren Historismusmöbeln, dunklen Tapeten, Portieren und Teppichen in Kontrast zu den eher gewachsenen, traditionellen Wohnungen der Bauern und Handwerker im Dorf.

„Wie ein katholischer Pfarrer um 1900 wohnte“ hätte ein Wirkungsziel der Präsentation sein können. Doch bot sich aufgrund

der guten Quellenlage die Chance an, mit der Person des Pastors Joseph Schafmeister einen biographischen Ansatz zu verfolgen und diesen mit den gesellschaftlichen und politischen Umbrüchen sowie Auswirkungen des Kulturkampfes zu verknüpfen.¹⁰

Im 19. Jahrhundert begann die Entflechtung von Staat und Kirche. Mit der Reichsgründung 1871 nahm die Auseinandersetzung zwischen beiden Institutionen dramatische Formen an, die besonders in den katholischen Gebieten Westfalens und des Rheinlandes mit ungeheurer Schärfe geführt wurde. Die 1875 reichsweit eingeführte Zivilehe, die staatliche Aufsicht über das Schul- und Ausbildungswesen und der Versuch der Gründung einer unabhängigen Reichskirche führten in der katholischen, zumeist antiliberal eingestellten Amtskirche zum massiven Widerstand und förderten ihre Romtreue.

Im Bistum Paderborn wurden 1873/75 die theologischen Konvikte und das Priesterseminar verboten, Bischof Conrad Martin wurde 1875 in Haft genommen. Auf dem Höhepunkt des Kulturkampfes war jede dritte Pfarrstelle im Bistum Paderborn unbesetzt.

Das Zurückdrängen des politischen Katholizismus, der vom preußischen Staat als reichsfeindlich eingestuft wurde, führte allerdings zu einem Zusammenschluss der katholischen Bevölkerung und zur Herausbildung eines geschlossenen katholischen Milieus. Laien hielten Taufen, Beerdigungen und Andachten ab, das Prozessionswesen als öffentliche Demonstration der Zusammengehörigkeit blühte trotz staatlicher Reglementierungen. Vom Staat berufene Pastoren wurden nicht akzeptiert. Von Rom geförderte Kulte wie die Marienfrömmigkeit, die Herz-Jesu-Verehrung oder das Rosenkranzgebet erlebten Hochkonjunktur, entsprechender Wandschmuck war in jedem Haushalt zu finden.

Nach zwölfjähriger Vakanz der Pfarrstelle trat 1887 nach Beendigung des Kulturkampfes Joseph Schafmeister als Pastor seinen Dienst in Allagen an. Schafmeister war 1843 als Bauernsohn in Rimbeck geboren, hatte in Paderborn studiert und wurde 1867 zum Priester geweiht. Eine erste Anstellung fand er in Esbeck. Wenige Monate später wurde er Pfarrverweser in der Diasporagemeinde

Meinerzhagen, eine Stellung, die er wegen des Kulturkampfes bis 1887 innehatte. Mit Allagen erfüllte sich sein Wunsch nach einer großen Gemeinde in einer rein katholischen Gegend. Dort fand er ein reiches Wirkungsfeld. Mit Schafmeister tritt uns ein Seelsorger von tiefer Frömmigkeit und starker Verbundenheit mit seiner Gemeinde entgegen. Wichtig war ihm, wie seine persönlich niedergeschriebene Lebensregel ausweist, die Erziehung der Gemeindemitglieder zu standhaften Christen und zur Herzensbildung. Ihm oblag die Aufsicht über die Schule. Er belebte bestehende und gründete eine Vielzahl neuer Gebetssodalitäten, Familien-, Jünglings- und Frauenvereine, den Arbeiterverein. Mit dem Borromäusverein und seiner Pfarrbibliothek förderte er die Lesekultur im Dorf. Selbstverständlich führte er überall den Vorsitz, sei es im Kirchvorstand oder als Präses in all den Gruppen und Vereinen. Sein besonderes Engagement galt der Jugend; wahrscheinlich wurde ihm für diese Arbeit vom preußischen Staat 1913 der „Rote Adlerorden 4. Klasse“ verliehen. Schafmeister galt als außerordentlich bescheiden. Als 1897 der Neubau des Pastorates diskutiert wurde, verzichtete er darauf und begnügte sich mit kleinen Reparaturen. Als Begründung gab er an, dass er der durch den Schul- und Kirchenneubau verschuldeten Gemeinde keine weiteren Lasten aufbürden wolle. Bettler und Hausierer erhielten von ihm eine warme Mahlzeit. Persönliche Geldspenden gingen in die Mission, an die Universität Salzburg sowie in den Kirchenneubau und dessen Ausstattung. Dass er als Amts- und Respektsperson eine Vorbildfunktion innehatte, war ihm bewusst und findet Niederschlag in seiner von ihm streng eingehaltenen Lebensregel. Sie kennzeichnet seine Bescheidenheit, Demut, tiefe Frömmigkeit und sein Pflichtbewusstsein. Er wahrte die Distanz zu den Gemeindemitgliedern und verzichtete, wie er sich selbst aufgegeben hatte, auf „Flitter“ und alle unnützen Einladungen und Veranstaltungen.

Für Schafmeister war das Pastorat als privater Lebens- und Rückzugsraum von großer Wichtigkeit, in ihm verbrachte er ein Großteil seiner Zeit. Nur im Pfarrbüro, gleich links



Abb. 7 Pastorat aus Allagen im Freilichtmuseum, Amtszimmer im Erdgeschoss

vom Eingang, trat er in Kontakt zu den Gemeindemitgliedern (Abb. 7). Dort fanden Besprechungen statt, hier war die Anlaufstelle, um Taufen und Hochzeiten zu vereinbaren oder Messen für das Seelenheil Verstorbener zu bestellen. Von hier aus leitete er auch den Neubau der Pfarrkirche (Weihe 1889). Entsprechend finden sich heute im Museum auf seinem Schreibtisch die Baupläne des Regierungs-Baumeisters L. Schüppmann. Ein Foto der abgebrochenen Vorgängerkirche hängt an der Wand des Besprechungszimmers, er überließ es bei seinem Abschied der Gemeinde. Die ultramontane und kulturkampfgestärkte Haltung Schafmeisters unterstreicht der Wandschmuck im Büro u.a. mit der Lithographie „Die Vertheidiger der Rechte der heil. katholischen Kirche in Deutschland“, die Papst Pius IX. (Unfehlbarkeitsdogma) und die Zentrums Politiker Mallinckrodt, Windthorst und die Brüder Reichensberger zeigt. Fotos vom seinerzeitigen Paderborner Bischof Hubertus Teophil Simar und von Papst Pius IX. unterstreichen den Amtsstubencharakter. Ebenfalls noch der Öffentlichkeit zugewandt, rechter Hand vom Eingang, befindet sich das obligate Gästezimmer, das der Pastor vorhalten musste für die Übernachtung von Konfratres oder des Weihbischofs anlässlich der Firmbesuche. Hier steht auch



Abb. 8 Pastorat aus Allagen im Freilichtmuseum, Studierstube des Pfarrers im OG



Abb. 9 Pastorat aus Allagen im Freilichtmuseum, Sekretär in der Studierstube

das „Bischofs Bett“, wie die Familienüberlieferung es nennt. Im benachbarten, üppig historistisch ausgestatteten Salon wurden solch hohe Gäste empfangen und beköstigt.

Die große Küche am Hausende und eine Wirtschaftskammer daneben waren das Reich von Schafmeisters Schwester Antonie oder, wie sie liebevoll genannt wurde, Fräulein Toni. In der Küche hatte schon sein Vorgänger, Pastor Hammerstein, wohl als erster im Dorf 1866 eine Kochmaschine aufgestellt.

Das Obergeschoss war Privatbereich. Hier wohnte seine Schwester, in deren Schlafkammer Familienfotos und ein Bild ihres Bruders uns den familiären Hintergrund näher bringen. Das gemeinsame Wohnzimmer wird Schafmeister weitestgehend seiner Schwester für Mußestunden überlassen haben. Er selbst zog sich nach Ausweis seiner persönlichen Hausordnung nach 17 Uhr in seine eigenen Räume, seine Schlafkammer und seine Studierstube, zurück (Abb. 8, 9). Hier arbeitete er am Schreibtisch seine Reden und Predigten unter Zuhilfenahme seiner Bibliothek aus. Hier verrichtete er morgens nach dem Ankleiden und abends auf der Kniebank vor dem Kruzifix seine Gebete. Hier wollte er allein sein zur Muße und Rekreation, hier ruhte er auf der Chaiselongue aus. Hier hat er auch seine Ordensurkunde aufgehängt und die Gratulationsurkunde seiner Mitbrüder zu seinem 50. Priesterjubiläum 1917. Desgleichen ist hier seine Pfeife platziert, deren Genuss er sich in seinen Arbeits-

und Ruhestunden hingab, wie das Foto in „Fräulein Tonis“ Kammer verrät.¹¹

So galt es für das Pastorat ein Vermittlungskonzept zu finden mit dem biographischen Ansatz in der Person Pastor Schafmeisters (Projektleitung: Gefion Apel und Ralf Nitschke). Es sollten aber auch die lokale Bedeutung und die Lebensweise eines durch den Kulturkampf geprägten Dorfpfarrers unter Berücksichtigung des seinerzeitigen spezifischen katholischen Milieus verdeutlicht und die bürgerlich akademischen Einrichtungsmuster verständlich gemacht werden. Um ein solch komplexes Vermittlungsziel in einem bis ins Detail eingerichteten Haus zu erzielen, wurde als Instrument die persönliche Vermittlung mittels dialogorientierter Führungen gewählt.¹² Nach einem festen, vor dem Haus angegebenen Zeitplan, können die Besucher in Kleingruppen von maximal zehn Personen am Gespräch teilnehmen und ohne hemmende Plexiglasscheiben Raum für Raum ohne Distanz zu den Gegenständen betreten und wahrnehmen. Ausgehend vom Pfarrbüro und endend in der privaten Studierstube begegnet den Besuchern hinter den Objekten die Person Schafmeisters; im Dialog erhalten sie die Möglichkeit, die Wirkungen der Zeit nachzuvollziehen. Der Ausbildungsaufwand für das Führungspersonal ist zwar enorm, wird aber durch das Besucherinteresse belohnt, wie die gut 1.600 Gesprächsführungen mit fast 7.000 Teilnehmern im Jahre



Abb. 10 Armenhaus aus Rinkerode nach dem Wiederaufbau im Freilichtmuseum

2004 zeigen. Es ist immer wieder erfrischend zu sehen, wie lange Besucher geduldig auf eine Führung warten oder für eine solche intime Führung das Museum erneut aufsuchen. Ein ansonsten verschlossenes Haus übt seine eigene Imagination aus. Dass der direkte Dialog mit den Besuchern zu weiteren Fragen und damit weiteren Ausbildungsinhalten führt, sei angemerkt.

Das Armenhaus aus Rinkerode

In einer Zeit umfassender staatlicher Wohlfahrtspolitik und der wachsenden Sorge vieler Bürger vor einem Zerreißen des „Sozialen Netzes“ ist es für ein Freilichtmuseum opportun, den Blick einmal auf die viel größeren Drangsale und Nöte der Armen vergangener Jahrhunderte zu werfen. Armut war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts keine fest definierte Größe, sondern ein von den Umständen in Zeit und Ort wechselnder Begriff. Grundsätzlich galt als arm, wer seine physische Existenz nicht (mehr) durch eigene Arbeit sichern konnte, sei es wegen Alters, Gebrechlichkeit oder unzureichender Arbeitsmöglichkeiten. Diese Armen waren auf die Mildtätigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen. Getragen von einer christlich begründeten Lebensauffassung wurden unter dem Gebot der Nächstenliebe neben der Di-

rekthilfe von Person zu Person Stiftungen zur Unterstützung der Armen ins Leben gerufen. Zu ihnen gehören auch die Armenhäuser zur Unterbringung bedürftiger Personen.

Armenhäuser waren in Westfalen bis in das ausgehende 19. Jahrhundert ein weit verbreitetes Phänomen und zwar sowohl in der Stadt als auch auf dem „platten Lande“. Hierzu zählt auch das im Jahre 2005 im Westfälischen Freilichtmuseum wieder errichtete Armenhaus aus dem Dorf Rinkerode bei Münster (Abb. 10).

Der Herausforderung, auf die große Zahl der besitzlosen Armen und der Armenfürsorge in den vergangenen Jahrhunderten aufmerksam zu machen, haben sich die Freilichtmuseen schon recht früh gestellt. So wurden etwa in dänischen Freilichtmuseen schon früh Armenhäuser wieder errichtet, in Odense 1949 und in Kopenhagen in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts. In Deutschland kündeten seit 1990 und 1994 gleich zwei Armenhäuser im Hohenloher Freilandmuseum von dieser benachteiligten Sozialgruppe, und im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum hielt man das Thema für so bedeutsam, dass man seit 2003 die Replik eines Armenhauses der Öffentlichkeit präsentiert.

Das Armenhaus aus Rinkerode geht auf eine fromme Stiftung des im Kirchspiel auf Haus Borg ansässigen Adelsgeschlechtes de-

rer von Kerckerinck zur Borg zurück.¹³ Diese Familie erwarb 1626 im Dorf Rinkerode den 1601 (d) erbauten „Schlups Kotten“ mit Garten und stiftete ihn 1628 als Armenhaus für drei Frauen. Zur finanziellen Unterstützung der Frauen stand ein Kapital von 400 Reichstalern zur Verfügung, von dessen Zinsen jährlich je acht Taler an jede Pfründnerin ausgezahlt wurden. Laut Stiftungsurkunde sollten die Frauen alleinstehend sein, keine Kinder mit in das Armenhaus bringen, möglichst aus dem Kirchspiel stammen und friedfertig im Umgang sein. Sie hatten zum Einzug ein Minimum an Hausrat mitzubringen, so Kleidung, Bettzeug, Wasserkessel und Kochtopf, wie die Urkunde ausdrücklich erwähnt. Dieser Eigenbesitz konnte nicht vererbt werden.

Den Frauen stand im Haus je eine eigene Kammer zur Verfügung. Sie hatten das Haus in Ordnung zu halten, sich selbst zu versorgen durch die Bestellung eines Stück Gartlandes sowie durch Heimarbeit, wie Spinnen und Nähen. Arbeit außerhalb war ihnen untersagt. Zudem sollten die jüngsten oder kräftigsten unter ihnen die kranken und schwachen Mitbewohnerinnen unterstützen und pflegen. Als Gegenleistung hatten die Frauen sonn- und feiertags während der Heiligen Messe und täglich im Armenhaus für ihre adligen Wohltäter zu beten. Als Verwalter der Stiftung wurden der jeweilige Eigentümer von Haus Borg und der Pfarrer bestimmt.

In strenger Auslegung der Urkunde hatte die Stiftung bis 1906 Bestand. Modifizierungen beschränkten sich im Laufe des 18. Jahrhunderts auf die Aufnahme einer vierten Frau in das Armenhaus sowie auf Verwaltungsfragen. Der dynamische wirtschaftliche Aufschwung im Deutschland des ausgehenden 19. Jahrhunderts und durchgreifende staatliche Regelungen zur Armenfürsorge machten das Wohnen im Armenhaus schließlich unattraktiv. 1885 gab es noch drei Pfründnerinnen; 1894 lebte noch eine Frau im Armenhaus. Ab 1906 wurde das Gebäude vermietet; die Stiftung wurde in eine Krankenhausstiftung überführt.

Im Jahre 1823 war das 1601 als Kötterhaus erbaute Armenhaus so desolat, dass es einzustürzen drohte. So entschloss man sich zu einem Neubau unter sorgfältiger Verwen-

dung der Materialien des Altbaues. 1824 begann der Zimmermeister Augustin mit der Zurichtung des Bauholzes, am 22. Juni 1824 wurde Richtfest gefeiert und am 6. November 1825 war das Haus bezugsfertig. Aus dem Baubefund und den Archivalien lässt sich der abgebrochene Altbau als ortsüblicher Dreiständerbau von mindestens vier Fach Tiefe, mit Sparrendach und Dachbalkenlage sowie verbretterten Giebel-dreiecken rekonstruieren.¹⁴ Die Außenwände waren mit Backsteinen ausgemauert, die Decken bestanden aus aufgenagelten Brettern. Das Dach zeigte sich zuletzt teils mit Stroh, teils mit Pfannen gedeckt.

Der Neubau ist ein Fachwerk-Ständerbau von sechs Fach Tiefe mit Ständerstreben im Wandgefüge, verhälsten Dachbalken und einem Sparrendach mit verbretterten Giebel-dreiecken. Durch seine Raumstruktur ähnelt er kleinstädtischen Vorbildern dieser Zeit. Beidseits eines Mittelflures sind je zwei Kammern angeordnet mit je einer Nebenkammer darüber. Der haushohe Flur führt unmittelbar in die Küche am hinteren Hausende mit ihrem Kamin. Benachbart ist ihr eine Stube, die, wie die Bauakte nachweist, durch einen Plattenofen von der Küche aus beheizt wurde. Ungewöhnlich ist, dass unter der Stube der im Münsterland sonst übliche, halb eingetiefte Keller fehlt, somit die Stube gleiche Höhe wie die Küche hat. Die Außenwände wurden unter Verwendung der alten Backsteine wieder ausgemauert und die drei Wände mit den alten Steinen zur Farbangleichung rot übermalt. Gespart wurde beim Ausbau des Hauses an allem, so dass die Wohnbedingungen für die Frauen extrem spartanisch ausfielen. Auf einen flächendeckenden Innenputz wurde verzichtet, das Holzwerk war schlicht gekälkt, Kammern und Stube zeigten sich unverkleidet mit reiner Bretterdecke. Die Fensterflügel schlugen ohne Rahmen, Futter und Bekleidung in Fälze des konstruktiven Baugefüges. Solch bauliche Bedingungen machten das Haus extrem kalt und zugig und der einzige Ofen im Haus vermochte kaum die Stube bei ihrer Überhöhe ausreichend warm zu halten. Spartanisch fiel auch der Bodenbelag von Küche und Flur aus: ein einfacher Kalkestrich. Die schlichten Brettertüren des Altbaus wurden für die Kam-

mern wieder verwendet, desgleichen die Beschläge des Vorgängerbaus für die Fenster, die aus Kostengründen ungewöhnlicherweise nur als große Einflügel getischlert wurden.

Den vier Frauen stand als Rückzugsraum je eine Kammer von ca. 7,5 Quadratmetern zur Verfügung mit einer Nebenkammer darüber. Doch bleibt uns die Nutzung der Nebenkammer unbekannt. Letztere war jeweils nur durch eine kleine Luke in der Kammerdecke mittels einer steilen Leiter zu be-gehen, und man kann sich kaum vorstellen, wie die alten und gebrechlichen Pfründnerinnen einen solchen Aufstieg bewerkstelligt haben mögen.

Die unzureichende Wärmeerhaltung im Haus ist früh erkannt worden. 1830 erhielten die Bretterdecken von Kammern und Stuben einen Deckenputz. 1848 wollte man auch den Bewohnerinnen den Leiteraufstieg durch die Deckenluke in die Oberkammern nicht mehr zumuten. Zur besseren Erreichbarkeit dieser Räume erhielt der Flur eine Zwischendecke und in die Küche wurde eine Geschosstreppe eingebaut. Vier neue Türen ermöglichten nun einen bequemen Zugang in die Obergeschosskammern.

Über die Bewohnerinnen und ihr Leben im Haus ist nur wenig überliefert. Die Pfründnerinnen hatten, sofern sie sich wohl verhielten und die Bedingungen der eingangs erläuterten Stifterurkunde beachteten, ein lebenslanges Wohnrecht im Haus. 38 Frauen sind uns aus dem 18. und 19. Jahrhundert namentlich bekannt, wobei die Informationen zu den Bewohnerinnen des 19. Jahrhunderts besser dokumentiert sind. Von elfen wissen wir, dass sie beim Einzug Witwen waren; die übrigen (27) waren offenbar ledig. Das Einzugsalter schwankte zwischen 54 und 72 Jahren, das Todesalter zwischen 56 und 85 Jahren. Jünger war nur die 1753 geborene Catharina Elisabeth Kuhlmann, die im Alter von 35 Jahren als Pfründnerin aufgenommen wurde und im Alter von 72 Jahren verstarb. Ein Sonderfall ist Catharina Elisabeth Schmitz, die 1842 als geistig behinderte Tagelöhnerin 14-jährig ihre Kammer bezog. Sie war das vierte Kind einer ständig aus der Almosenkasse unterstützten Zimmermannsfamilie. Nachdem zunächst

ihre Mutter 1 1/2 Jahre bis zu ihrem Tod im Armenhaus untergebracht war, wurde der Weg frei für Catharina, die nach 15-jährigem Aufenthalt mit 30 Jahren verstarb. Die familiäre Herkunft der Pfründnerinnen und deren Familienverhältnisse wurden, soweit möglich, recherchiert. Die Witwen entstammen Bauern-, Kötter-, Tagelöhner- und Handwerkerfamilien (Zimmermann, Müller, Bäcker).¹⁵

Zwei überlieferte Versteigerungsprotokolle von Nachlässen werfen ein Schlaglicht auf den kargen Besitz der Pfründnerinnen. Demnach scheint jede der Frauen analog der Stifterurkunde einen eigenen Kochtopf und einen eigenen Wasserkessel besessen zu haben. Ob sie jedoch für sich einzeln, gemeinschaftlich oder reihum für alle gekocht haben, muss offen bleiben. Ein im Versteigerungsprotokoll aufgeführtes Beil deutet an, dass das Brennholz von den Frauen selbst gespalten werden musste. Hechel, Spinnrad und Haspel können als Indiz für die Flachsverarbeitung als Lohnarbeit im Hause gelten. Zur Ernährung und Nahrungsvorsorge liefern die Quellen ebenfalls nur Splitter: Im 17. Jahrhundert erhielten die Frauen nachweislich zwei Roggenbrote und zwei Stück Speck in der Woche vom adeligen Haus Borg, im Hungerjahr 1817 ein Roggendeputat. Ansonsten scheinen der Garten hinter dem Haus, die bescheidenen Geldzahlungen und die geringen Erlöse aus Lohnarbeit (Spinnen) die Hauptbasis der kärglichen Nahrungsbeschaffung gebildet zu haben. Vor der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte auch der Genuss des Kaffetrinkens die Frauen im Armenhaus erreicht. Die Witwe Thier hinterließ 1840 eine Kaffeemühle, die Witwe Fork 1841 daneben einen kupfernen Kaffeekessel. Man ist allerdings geneigt anzunehmen, dass mit diesen Utensilien nicht der teure Bohnenkaffee zubereitet wurde, sondern der seinerzeit weit verbreitete Zichorienkaffee. Zur Hausarbeit und Nahrungsversorgung, zur Garten- und Lohnarbeit und neben der sicherlich beschwerlichen Pflege der gebrechlichen und kranken Pfründnerinnen war der Tagesablauf durch die pflichtgemäße Verrichtung der Gebete für die Stifterfamilie strukturiert: durch den täglichen Besuch der Heiligen Messe, durch das Niederknien und andächtige



Beten von Vaterunser und Ave Maria beim Angelusläuten.

Als das Rinkeroder Haus dem Museum angeboten und 1966 abgebaut wurde, galt es als Handwerkerhaus. Dementsprechend gab es Überlegungen, es im Museum als Wohnhaus einer Mühle zuzuordnen. 1970 sollte es dann als Mitarbeiterhaus an einer der Außenkanten des Museums fungieren – außen alt, innen modern durchgebaut –, um auf diese Weise eine gewisse Sicherung des Museumsareals vor unbefugtem Betreten zu gewährleisten. Zum Glück wurden diese aus heutiger Sicht fragwürdigen Gedanken nicht realisiert. Ein 1982 in Auftrag gegebener Werkvertrag machte die spannende Geschichte des Hauses und seiner Bewohner überdeutlich, so dass wir uns für einen Wiederaufbau als Armenhaus entschieden.¹⁶

Wo jedoch sollte das Gebäude stehen? Der einstige Standort erforderte eine Randlage in einem Kirchdorf. Die drei Dorfsiedlungen des Museums – aus dem Hochstift Paderborn, aus dem Sauerland und aus dem Siegerland – schieden wegen völlig anders gelagerter Sozialstruktur und Baukultur aus. So entschieden wir uns, es der Herkunftslandschaft und damit dem Innermünsterländer Gräftenhof zuzuordnen und es in dessen Nachbarschaft – an Stelle eines vorgesehenen Heuerlingshauses – zu errichten.

Als Zeitschnitt für die Restaurierung wurde das Baujahr 1824/1825 gewählt, um möglichst zeitnah an die Darstellungszeit des benachbarten Gräftenhofes zu kommen, der die Zeit um 1800 repräsentiert.

Für die Einrichtung des Hauses gab es von vornherein vier Prämissen:

Erstens hatte die Präsentation darauf Rücksicht zu nehmen, dass auf Personal im Haus wegen der aktuellen Finanzlage des Museums zu verzichten sei.

Zweitens kam eine durchgehende Interieur-Rekonstruktion nicht in Frage, da zum einen kein einziges Inventarstück aus irgendeinem westfälischen Armenhaus existiert und zum anderen offenere, neue Vermittlungswege beschritten werden sollten.

Drittens wurde ausgeschlossen, die Wände des Hauses als Informationsträger zu benutzen, da eine solche Lösung das Architek-

turexponat zur Ausstellungshülle degradiert hätte.

Letztendlich stand viertens nur ein recht schmales Budget zur Verfügung, das aufwendige Multimediaproduktionen und dergleichen nicht zuließ.

Unter diesen Vorgaben mussten Wege gefunden werden, dem Besucher etwas Neues, im Museum nicht Vorhandenes anzubieten, um ihn zur Auseinandersetzung mit dem Thema Armut der Frauen in vergangenen Jahrhunderten zu motivieren.

Entscheidend für die Präsentation sollte sein, dass eine interaktive, individuelle Ansprache des einzelnen Besuchers möglich wird. Auf die Fragen, die an die Geschichte gestellt werden, sollten flexible Antworten gegeben werden: auf visuellem Weg, durch Klanginstallationen und andere, z. B. auch mechanische interaktive Lösungen.

Unter der Projektleitung von Kirsten Bernhardt wurden erstmals im Museum für eine Einrichtungspräsentation im Vorfeld die Besucher einbezogen, um deren Wünsche und Interessen zum Themenrahmen berücksichtigen zu können. Eruiert werden sollte, welche Fragen die Besucher zur Sozial- und Armenfürsorge früher und heute haben, was sie am Armenhaus und ihren Bewohnerinnen besonders interessiert. Auch wurden Präferenzen zu bestimmten Vermittlungsformen angesprochen, seien es nun als Text, Film oder symbolisch aufgeladene Installationen.

Wie zu erwarten, standen für die Besucher der Stifter und die Bewohnerinnen im Vordergrund der Neugier: die Stifterurkunde, das Leben im Armenhaus (Versorgung, Tageslauf, Einrichtung) und konkrete Biografien: wer kommt auf welche Weise ins Armenhaus, was verbirgt sich hinter den Schicksalen? Im Ausgleich zwischen wissenschaftlichem Vermittlungs- und Besucherinteresse wurden sieben Grundthemen erarbeitet, je Raum eines. Vor dem Haus stehen drei Stelen mit Abbildungen für die Pfründnerinnen, die Stifter und den Pfarrer als Verwalter, die mit kurzen Texten auf das Thema neugierig machen. Ein Stakkato von unter die Decke des Hausflurs in dichter Reihung gehängten Stoffbahnen nennt die Schlagworte der Aufnahmebedingungen (Abb. 11). Ein Raum ist angefüllt mit den Namen und Le-



Abb. 11 Abgehängte Stoffbahnen im Flur des Armenhauses nennen die seinerzeitigen Aufnahmebedingungen

bensdaten der Pfründnerinnen, ein zweiter greift mit einer interaktiven Installation zwei Einzelschicksale auf. Die dritte Kammer visualisiert Kargheit und Beengtheit des Wohnens mittels abstrakter, schwarzer Möbelkörper und die vierte Kammer ist dem Besitz gewidmet. Eine spiegelbildliche Inszenierung in der Küche kontrastiert die Ernährungssituation von Pfründnerinnen und Stifterfamilie (Abb. 12). Letztendlich steht in der Stube der religiöse Hintergrund der Stiftung im Zentrum, untermalt von den seinerzeit zu verrichtenden Gebeten.¹⁷

Die Trafoturmstation aus Niedermarsberg

Auf der Grundlage eines vierjährigen, interdisziplinär angelegten Forschungsprojektes zur „Kultur und Lebensweise der Landbevölkerung im Sauerland“, an der mehr als 30 Wissenschaftler beteiligt waren, wurde 1993

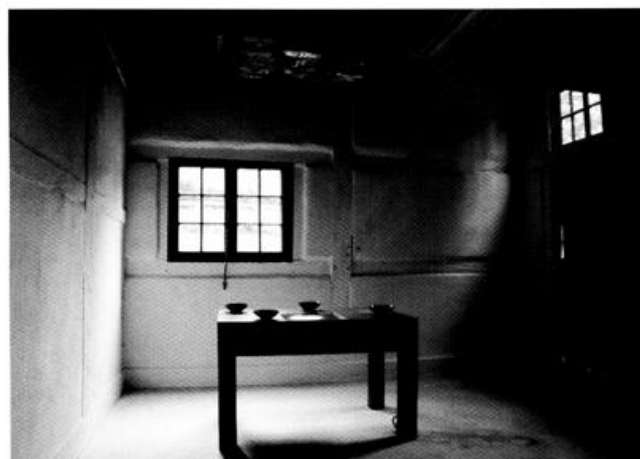


Abb. 12 Spiegelbildliche Inszenierung in der Küche des Armenhauses: Die kärgliche Nahrung der Pfründnerinnen auf dem Tisch wird kontrastiert durch die Abbildung der üppigen Speisen der Stifterfamilie auf dem von der Decke herabhängenden zweiten Tisch

das Konzept zum Aufbau eines Sauerländer Kleindorfes erarbeitet.¹⁸ Als Zeitschnitt für diese Siedlung wurden die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts gewählt. Dokumentiert das museale Paderborner Dorf des Museums die Zeit um 1900, so bot sich nun für das Sauerlanddorf mit den 20er Jahren des 20. Jahrhundert die Chance, den inzwischen weitervollzogenen sozialen und technischen Wandel auf dem Lande nachzuzeichnen: die Anpassung der Altbauten an neue Wirtschafts- und Wohnformen genauso wie die auf das Land drängenden neuen Baumaterialien und Wohnhäuser nach städtischen Vorbildern. 1997 konnte ein erster Teilabschnitt des Sauerländer Dorfes mit insgesamt 6 Gebäuden der Öffentlichkeit übergeben werden.

Eine wesentliche Errungenschaft der 1920er Jahre stellt die flächendeckende Elektrifizierung des ländlichen Raumes dar, die nun auch die kleinen und kleinsten Siedlungen erreicht. Die Folge war eine tiefgreifende Veränderung des Familienlebens auf der einen und eine gewaltige Erleichterung der Arbeit und damit höhere Produktivität auf der anderen Seite. Von daher war es ein zwingender Aspekt des Konzeptes, die Elektrifizierung des Dorfes nicht nur durch die Elektroinstallationen in den einzelnen Häusern, son-



Abb. 13 Trafostation aus Niedermarsberg im Sauerländer Dorf des Freilichtmuseums

dern auch durch die Heranführung des Stromes mittels Freileitungen und der obligatorischen Trafostation im Dorfbild sichtbar zu machen (Abb. 13, 14).

Transformatoren wurden mit Beginn der Elektrifizierung auf dem Lande als Turmstationen von 7 bis 10 m Höhe zumeist auf quadratischem Grundriss von etwa 2,5 x 2,5 m errichtet. Wäre die Herkunft einer Trafostation aus dem Großraum Westfalen schon an sich als ein ausreichendes Übernahmekriterium für das Museum anzusehen gewesen, so bestand doch der Ehrgeiz, eine solche in der Region Sauerland zu finden. Unter den 1992 von den Vereinigten Elektrizitätswerken Westfalen (VEW) nicht mehr genutzten Bauten fand sich auch die 5KV Station Niedermarsberg, In der Masch 7. Sie war 1923/24 vom seinerzeitigen örtlichen Energieträger, dem Elektrizitäts-Werk Niedermarsberg, errichtet worden und später dann von der VEW übernommen und auf 10 KV umgerüstet worden. Warum fand gerade die-



Abb. 14 Strom für das Sauerländer Dorf: Rekonstruierte Freileitung im Freilichtmuseum

ses Bauwerk unser besonderes Interesse? Zunächst einmal entspricht es in seiner Grundfläche von 2,80 x 2,76 und seiner Höhe von 8,79 regionalem Standard. Darüber hinaus aber imitiert das Gebäude eine Fachwerkstruktur und zwar so detailliert, dass selbst die Köpfe aufgekämmter Dachbalken gezeigt werden. Damit ist der Turm ein markantes Beispiel für den Einfluss der Heimatschutzbewegung auf das Bauen im ländlichen Raum. Eine weitere Untersuchung des Gebäudes ergab, dass das statische Gerüst und damit die Fachwerkstruktur aus Betonfertigteilen vor Ort in Rahmenbauweise aufgestellt worden war. Selbst die Aufschieblinge der Pultdächer des verjüngten Obergeschosses waren aus Beton und mit Kerben für die Dachlattung versehen. Recherchen ergaben, dass dieses Gebäude eine Weiterentwicklung des Trafoturmtyps „Bartels“ ist, von dem mit Baudaten zwischen 1919 und 1922 acht Bauwerke ermittelt werden konnten (Abb. 15). Für alle Bauten dieses Typs

*Projekt zu einem Transformatorhaus auf
dem Grundstück des Lehnens Wilhelm Schneider zu Arpe
Gemeinde Berghausen 28.1.46*

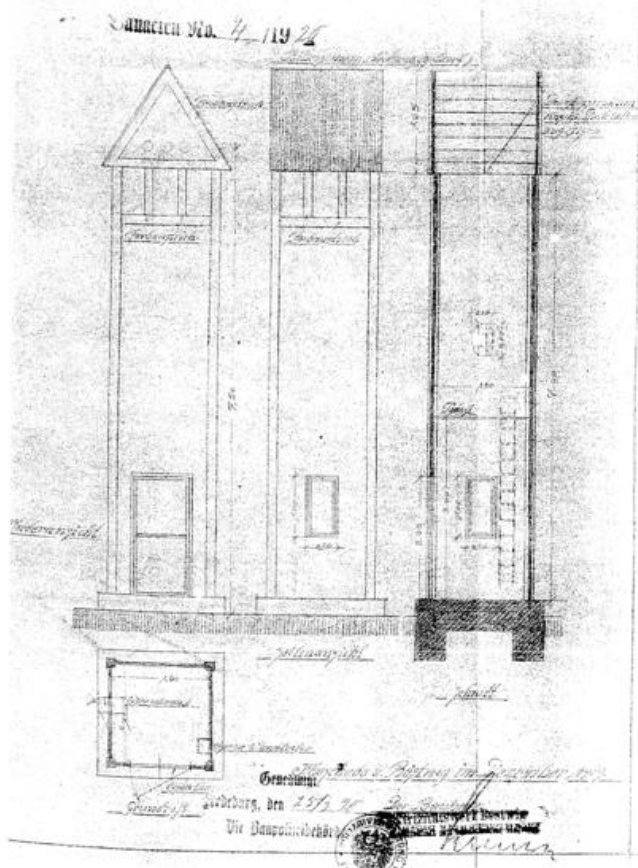


Abb. 15 Trafostation vom „Typ Bartels“ in Arpe (Hochsauerlandkreis). Bauzeichnung von 1920. Stadtarchiv Schmallenberg

gilt, dass sich über einem Betonfundament vier eisenarmierte Ecksäulen erheben, deren Zwischenräume mit Zementdielen ausgefüllt sind. Die Dachkonstruktion einschließlich der Dachlatten besteht dort aus Eisen. Die Niedermarsberger Station war seinerzeit durchgehend verputzt und weiß gestrichen. Allerdings bestand bei uns die Vermutung, dass die Fachwerkimitation mit ihren konstruktiven Details ursprünglich farbig gefasst sein musste. Dieses bestätigte sich jedoch nicht, auch die Urfassung erwies sich als monochrom – weißbeige. Die Entscheidung zur Übernahme dieses Baus fiel 1995 nicht schwer: Er stammt aus dem Sauerland, ist Variante eines einst weit verbreiteten Typs, er ist in seiner äußeren Erscheinung mit dem seinerzeitigen Heimatschutzgedanken in Verbindung zu bringen, er ist ein Beispiel für die Verwendung moderner Baustoffe (Beton,



Abb. 16 Remise aus Oberberndorf am alten Standort, 1976. Im Giebeldreieck befindet sich die Jahreszahl 1886

Bimssteinplatten) und er ist ein Beispiel für die Rationalisierung von Arbeit durch das Steckbausystem und die vorgefertigten Bimsbetonplatten.

Als Standort im Museum wurde die Dorf- randlage an einem leichten Hang gewählt, da auch die Niedermarsberger Station am alten Standort in den Hang gebaut stand. 1997 erfolgte die Großteiltranslozierung. Da die Trafostation in Steckbauweise errichtet worden war, konnte der Turm nicht, wie zunächst beabsichtigt, als Ganzes liegend transportiert werden, sondern er musste mittig durchgetrennt werden und in zwei aufrecht stehenden Teilen transloziert werden. Nach seiner Restaurierung 1998 erfolgte die Ausstattung des Dorfes mit hölzernen Masten und Freileitungen bis an die Hausgiebel.

Die Remise aus Oberberndorf

Bei Forschungsfahrten in das Sauerland zur Entwicklung eines musealen Sauerländer Kleindorfes fiel dem Verfasser in den Dörfern des zentralen Hochsauerlandes immer wieder ein markanter Remisentyp mit Datierungen zwischen 1875 und 1910 auf. Diese traufständigen, vier- bis sechszonigen, zweistöckigen Fachwerkbauten unter Satteldach sind durchweg verbrettert. Im Erdgeschoss bilden an der Front zwei bis vier Zonen eine offene Halle, eine weitere Zone ist durch Tore verschlossen (Abb. 16). Das Obergeschoss ist

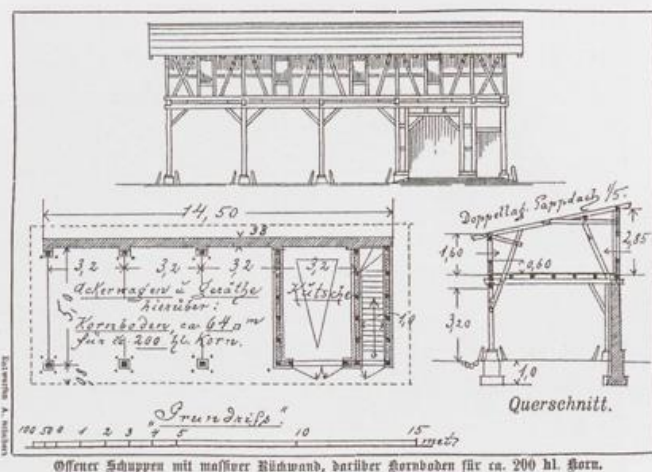


Abb. 17 „Offener Schuppen mit massiver Rückwand, darüber Kornboden“: Musterentwurf zu einer Remise nach Alfred Schubert: *Des Landmanns Baukunde*, 1896

Lagerraum, der über eine eingeschobene oder eine Außentreppe am Giebel erreichbar ist. Auffällig ist auch ihre Positionierung innerhalb des Dorfgefüges. Zumeist stehen sie unmittelbar an der Dorfstraße, auf den ersten Blick nicht einer Hofstelle zuzuordnen. Es ist anzunehmen, dass diese deutlich der Öffentlichkeit zugewandte Platzierung auch ihre relativ repräsentative Erscheinung gefördert hat.

Der landwirtschaftliche Baumeister und Lehrer an der Königlichen Baugewerkschule Höxter in Westfalen, Alfred Schubert, publizierte 1896 diesen Typ, wenn auch in vereinfachter Ausführung (Abb. 17): „Auf jedem Bauernhof sollte sich mindestens ein Schuppen zur Unterbringung der Ackerkarren, Maschinen und Geräte befinden, um diese so vor der Witterung zu schützen. Die Bauart des Schuppens muss eine möglichst einfache und billige sein. Vielfach bringt man über dem Schuppen einen Kornboden an, da das Korn hier von unten her besonders trocken und luftig liegt.“¹⁹

Solche Remisen wurden in der Wohlstandsphase der Landwirtschaft im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts notwendig. Die Weiterentwicklung der Landbautechnik, neue Bewirtschaftungsformen, die Viehzucht, der Kunstdünger und die Abwanderung der ländlichen Arbeitskräfte in die Industrie brachten mit Hilfe der neuentwickelten Maschinen und Geräte umfangreiche Ertragssteigerun-



Abb. 18 Remise aus Oberberndorf nach ihrem Wiederaufbau im Freilichtmuseum

gen. Der angesprochene Remisentyp bot für Wagen und ersten Maschinen Wetterschutz, zusätzlichen Stallraum und weiteren Speicherraum für Getreide.

1992 hatte das Museum die Chance, eine solche für das 19. Jahrhundert nicht nur im Sauerland typische Remise aus dem Jahr 1886 vom Hof Schulte aus Oberberndorf (Hochsauerlandkreis) zu übernehmen (Abb. 18).²⁰ Das Dorf Oberberndorf ist unter verschiedenen Gesichtspunkten mit dem musealen Sauerlanddorf vergleichbar. Das Kleindorf bewohnten 1920 75 Einwohner, die sich auf neun Familien mit ihrem Personal aufteilten. Haupterwerbsquelle war die auf sechs Höfen betriebene Land- und Waldwirtschaft. Als weitere Bewohner gab es eine Pferdehändlerfamilie, eine Bergmannsfamilie und eine Anstreicherfamilie. Neun Wohnhäuser standen 24 Nebengebäuden gegenüber.

Der Hof Schulte bewirtschaftete 1924 53,6 Hektar, von denen 27,5 Hektar Acker und 18 Hektar Wald waren. Wie schon zwischen 1773 und 1880 wurden auch 1924 zwei Pferde gehalten, aber anstelle von früher drei bis fünf Schweinen und neun bis elf Rindern jetzt ein Dutzend Schweine und 21 Rinder. Hingegen hatte sich die Schafherde wegen der urbar gemachten Heide- und Hudeflächen einst 30 bis 50 Schafen auf zwölf verringert.

Die Umstellung der Höfe im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts auf die Schweine- und

Rinderzucht und der Wechsel vom auf den kargen Böden lange bevorzugten Haferanbau zum Roggen- und Gerstenanbau machte auf dem Hof Schulte den Neubau von Nebengebäuden, zu der auch die Remise gehört, notwendig.²¹

Die 1886 erbaute Fachwerk-Remise gliedert sich im Untergeschoss links in drei zur Vordertraufe offene Zonen zur Aufnahme von Fahrzeugen und Geräten. Rechts anschließend folgen ein schmaler Gang mit einer Tür, der ursprünglich die Treppe zum Obergeschoss enthielt, und ein mit Bruchsteinen gepflasterter Raum, dessen Rück- und seitliche Giebelwand als dicke Bruchsteinmauern aufgeführt sind. Dieser Raum war ursprünglich zur Vordertraufe hin anstelle des heutigen Tores mit einer Fachwerkwand versehen und enthielt den Stall. Nach dem Umbau im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts nahm er den Ackerwagen auf, in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts dann das Auto.

Das Obergeschoss umfasst in den linken zwei Dritteln den Kornboden. Hier sind die Wände zusätzlich zur Außenschale 60 cm hoch mit Bimsstein als Widerlager für das Schüttgut verstärkt. Das rechte Drittel nimmt die Sattelkammer ein. Zeitweilig stand in diesem Raum ein Ofen, und, wie die Dorfbewohner sich noch erinnern, reparierten hier hin und wieder Wandersattler das Lederzeug. Seit der Beseitigung der Innentreppe führt am rechten Giebel eine gedeckte Treppenanlage in das Obergeschoss. Die Außenwände des Fachwerks sind, mit Ausnahme der ausgemauerten Sattelkammer, senkrecht verbrettert und auf der Wetterseite, wie das Dach, geschiefert. Hat der Schüttboden eine einfache Fichtenbedielung, zeigt die Decke zwischen Stall und Sattelkammer Wellerhölzer mit Lehmschüttung.

Während Sauerländer Häuser bis weit in das 19. Jahrhundert hinein ausschließlich aus Eiche abgezimmert wurden, fand hier das preiswertere Fichtenholz Verwendung. Trotz dieser kostengünstigen Bauweise ist dem Gebäude eine gewisse Repräsentativität der Schauseite nicht abzusprechen: Ein dreieckiges verglastes Zwerchhaus mit vergittertem Ziersprossenwerk und der Datierung 1886 überdeckt die Traufmitte, aufwendige,

wie für Wohnräume gestaltete Fenster sind vorhanden und das Holzwerk ist unterschiedlich farbig gefasst: das Fachwerk schwarz, die Verbretterung blau-grau, am rechten Giebel sogar mit weiß abgesetzter Stoßblattung, und die zentrale Ladeluke hellgrün.

1992 erfolgte die Versetzung. Bruchstein- und Fachwerkwände sowie wesentliche Bereiche der Decken- und Dachflächen sowie die gedeckte Außentreppe wurden als Großteile transloziert. 1997/98 wurde das Gebäude wieder aufgebaut.

Innerhalb des musealen Dorfes nimmt die Remise eine regionaltypische Lage ein. Eingezwängt zwischen Bachlauf und Dorfstraße und durch die Straße vom Hof getrennt, der noch zu errichten ist, nutzt das Bauwerk eine Restparzelle, die zuvor dem öffentlichen Raum zugeordnet war.

Während die sechs zuvor errichteten Gebäude des musealen Sauerlanddorfes alle dem 17. und 18. Jahrhundert entstammen, aber die typischen Veränderungen bis in die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts zeigen, so ist die Remise Schulte aus Oberberndorf das erste Gebäude des späten 19. Jahrhunderts in der Siedlung und im Museum überhaupt. Allerdings wartet schon ein großes, zweistöckiges Fachwerk-Wohnhaus von 1877 aus Finnentrop-Fretter auf seinen Wiederaufbau im Sauerländer Dorf.²²

Die Bedeutung der Remise Schulte aus Oberberndorf für das Museum lässt sich demnach folgendermaßen knapp skizzieren. Sie ist

- ♦ das erste Gebäude des Sauerlanddorfes, das dem 19. Jahrhundert entstammt,
- ♦ ein markanter Vertreter eines weit verbreiteten Remisentyps,
- ♦ ein Bauwerk, das aufgrund der Technisierung der Landwirtschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert in Westfalen aufkam,
- ♦ ein Bauwerk, das die Ablösung des Eichenfachwerks zugunsten der preiswerteren Fichte im Sauerland dokumentiert und
- ♦ ein Bauwerk, das durch die Nutzung einer einst öffentlichen Restparzelle die verstärkte bauliche Verdichtung der Dörfer erfahrbar macht.

Die Kapellenschule aus Werthenbach

Als großes Desiderat in der Aufbauentwicklung des Freilichtmuseums ist das Siegerländer Dorf zu nennen. Schon die Überlegungen der 50er Jahre zur Gründung des Museums erkannten das Siegerland und das Wittgensteiner Land als unverwechselbaren eigenständigen Kulturraum an und sahen dementsprechend einen siegerländisch-wittgensteinischen Weiler für das Museum vor.²³

Für eine solche Siedlung wurden zwischen 1957 und 1967 14 historische Gebäude, darunter fünf Wohnhäuser, eine Kapellenschule und eine Wassermühle, konventionell abgebaut und für einen zukünftigen Wiederaufbau eingelagert. Entsprechend der seinerzeitigen Absicht, die Darstellungszeit im Museum mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts enden zu lassen, wurden ausschließlich Gebäude des 17. Jahrhunderts und 18. Jahrhunderts transferiert. 1980 erfolgte dann noch die Übernahme einer Lohgerberei aus Freudenberg mit Haupthaus und einer Trockenscheune des 19. Jahrhunderts.²⁴

Das Siegerland, der südlichste Raum Westfalens, war bis 1816 eine selbständige Landesherrschaft der Grafen und späteren Fürsten zu Naussau-Siegen. Mit der Neuordnung durch Napoleon wurde Naussau-Siegen dem Großherzogtum Berg zugeschlagen, um dann 1816 an das Königreich Preußen zu kommen und dessen neuer Provinz Westfalen zugeschlagen zu werden. Während Westfalen dem niederdeutschen Sprach- und Kulturkreis zugehörig ist, ist das Siegerland eine mitteldeutsch geprägte Landschaft – sprachlich eindeutig, in der Baukultur mit gewissem niederdeutschen Einschlag. Von daher ist gerade eine Baugruppe Siegerland im Freilichtmuseum hervorragend dazu geeignet, im Kontrast zum niederdeutschen Hallenhaus und seinen Varianten die benachbarte Ernhaukultur zu visualisieren.²⁵

Die Gründe, warum mit dem Bau des Siegerländer Kleindorfes nicht begonnen wurde, sind vielfältig. Teile des Museumsareals waren lange Zeit noch nicht von Fremdnutzung freigeräumt. Die Erschließung des Museums war über viele Jahre nicht abgesichert. Bei den eingelagerten Siegerländer Gebäuden ist der Erhaltungszustand weitaus

schlechter als die aus anderen westfälischen Landschaften. Zudem war die Siedlungseinheit in der abseitigsten Lage des Museums geplant. Von daher begann Josef Schepers als erster Direktor im am einfachsten zugänglich zu machenden Museumsbereich, um dort der seinerzeitigen Besuchererwartung entsprechend eindrucksvolle Hofensembles aus dem Westen und Norden Westfalens zu errichten.

Die anfängliche Aufbaugeschwindigkeit resultierte aus dem optimalen Erhaltungszustand der Gebäude und dem Ziel, den Urzustand des Hauses in idealtypischer Form in seinem Fachwerk- und Raumgefüge zu präsentieren.

Diese Geschwindigkeit war vom Verfasser nicht durchzuhalten. Wenn das Haus als Lebensraum individueller Bewohner ernst genommen werden sollte, erforderte jedes Einzelobjekt umfangreiche Voruntersuchungen, detaillierte Analysen und aufwendige Restaurierungen entsprechend der aktuellsten wissenschaftlichen, methodischen und restauratorischen Standards. Für komplette Siedlungseinheiten, geschweige denn ganze Dörfer, waren darüber hinaus erst noch interdisziplinär neue Grundlagen zu schaffen. Zudem mussten die Präsentationsziele neu definiert werden.

Ab 1976 konzentrierte sich der Museumsaufbau auf eine Komplettierung der Einzelhofanlagen und den Bau des größten und für Besucher attraktivsten Ensembles, des Paderborner Dorfes, und ab 1987 auf den Bau des Sauerlandorfes. Diese Arbeit wird auch in den nächsten Jahren alle Kräfte in Anspruch nehmen.

Dass es dann doch zur Errichtung des ersten Gebäudes im zukünftigen Siegerländer Dorf kam, ist kulturpolitisch begründet. Die Siegerländer Bevölkerung brachte kein Verständnis dafür auf, dass sie das Museum zwar mitfinanzierte, aber ihre Kulturlandschaft nach mehr als dreißigjähriger Museumsaufbauarbeit dort für die Besucher noch nicht erfahrbar war. Der Vertreter des Kreises Siegen im Kulturausschuss des Westfalenparlamentes, Herr Vomhof, brachte diese Enttäuschung immer wieder auf die Tagesordnung und damit das Museum in Zugzwang.



Abb. 19 Kapellenschule aus Werthenbach nach ihrem Wiederaufbau im Freilichtmuseum

Wohlwissend, dass in den nächsten Jahren die finanziellen und personellen Ressourcen an anderer Stelle im Museum für Gastronomie, Armenhaus, jüdisches Wohnhaus, Atelierbau und Historismusgebäude im Sauerland verplant waren, entschied sich Verfasser, ein besonders markantes Objekt aus dem Siegerland aufzustellen, ein Objekt, dass im hohen Maße charakteristisch für das Siegerland ist, ein Objekt, das über das bisher im Museum Dargestellte dem Besucher völlig neue Inhalte und Einsichten vermittelt. So fiel die Entscheidung auf die Kapellenschule aus Werthenbach (Abb. 19).

Kapellenschulen können geradezu als ein Markenzeichen des Siegerlandes gedeutet werden, denn nirgendwo in Deutschland sonst ist dieser Bautyp mit seiner bifunktionalen Nutzung so stark verbreitet gewesen, nirgendwo sonst ist diese Wortkombination in der Bevölkerung so fest verankert.

Der Landesherrschaft der Grafschaft Nassau-Siegen lag das Schulwesen immer besonders stark am Herzen. Schon 1536 erließ sie eine Bestimmung zum Schulwesen und im Verlauf des 16. Jahrhunderts gründete sie in ihrem Herrschaftsgebiet sechs Lateinschulen. 1582 folgte eine Schulordnung, nach der an allen Pfarrorten eine „deutsche Schule“ eingerichtet werden musste, zu deren Be-

such die Kinder der zum Kirchspiel gehörenden Dörfer verpflichtet waren. Es waren reine Winterschulen, die von November bis Mai ihren Unterricht abhielten. Allerdings dürfte der Besuch dieser Schulen von entlegenen Orten aufgrund von Wetter und Entfernung recht unregelmäßig ausgefallen sein. Von daher wurde nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges praktisch in jedem Dorf eine eigene Schule eingerichtet. Da die kleinen Gemeinden sowohl die Baukosten, die Bauunterhaltung und den Lehrer zu bezahlen als auch die Unterrichtsmittel und Brennstoffe zu stellen hatten, wären sie mit einem eigenen Schulgebäude überfordert gewesen. Anstelle eines Neubaus wählte man daher die Mitnutzung der örtlichen Kapelle. Bei Kapellenneubauten im 18. Jahrhundert schuf man vornherein einen separaten Unterrichtsraum, entweder durch eine Querwand in der Kapelle oder mittels einer Zwischendecke für die Schule im Obergeschoss. Für 1834 sind 78 solcher Kapellenschulen im Siegerland nachzuweisen.²⁶ Heute existieren noch ganze 17, von denen die allermeisten aber keine kirchliche Funktion mehr haben, sondern als Wohnhaus, Heimatstube oder Dorfgemeinschaftshaus umgewidmet sind.

Das Dorf Werthenbach, im Tal der Werthe, einem Nebenfluss der Sieg, gelegen, war bis zum 20. Jahrhundert von der Landwirtschaft geprägt. 1815 lebten 174 Dorfbewohner in 23 Häusern und bewirtschafteten für Ackerbau und Viehzucht gerade einmal 274 Morgen Ackerland und 141 Morgen Wiesen. Dafür aber bearbeiteten sie 1138 Morgen Hauberg zur Holzgewinnung für die Köhlerei und 558 Morgen Hochwald zur Gewinnung von Eichenrinde für die Lohgerbereien. Der Bedeutungsverlust der Holzkohle für die Eisenindustrie ab den 1860er Jahren brachte dem Dorf eine wirtschaftliche Depression. 1905 war es von Abwanderung bedroht und zählte 164 Einwohner. Hauberge wurden in Fichtenpflanzungen umgewandelt.²⁷ Der Bau der Eisenbahn im ersten Weltkrieg, die Ansiedlung eines metallverarbeitenden Betriebes 1922 und der Anschluss an die Stromversorgung im selben Jahr führten zu einem Aufschwung.

Werthenbach gehört innerhalb des Siegerlandes zum so genannten „Johannsland“, einem Landstrich, der durch die Rekatholisierungsbestrebungen des Grafen Johann VIII. im 2. Viertel des 17. Jahrhunderts wieder katholisch wurde und seinem Glauben inmitten einer reformierten Bevölkerung treu blieb.

Der Bau der Kapelle erfolgte 1737 (d), wohl als Ersatz für eine ältere, den Heiligen Genoveva und Maria Magdalena gewidmete Filialkapelle. Ob dieser Vorgängerbau allerdings schon für Schulzwecke mitgenutzt wurde, konnte bisher nicht ermittelt werden. Auch liegen keine Notizen zum Schulwesen und zur Kapelle aus dem 18. Jahrhundert vor. Hingegen gibt es ab dem frühen 19. Jahrhundert eine hervorragende Quellenlage, die Jürgen Roth im Auftrag des Westfälischen Freilichtmuseums 1984 zusammengetragen hat und auf die hier punktuell eingegangen wird.²⁸

Die Kapelle war geistiger Mittelpunkt des Dorfes. Zu ihr wurde am 22. Juli, dem Patronatstag von Maria Magdalena, eine Heilige Messe gelesen. Für Hochzeiten, Taufen, Kinderkommunion und Beerdigungen musste man aber nach wie vor zur Pfarrkirche nach Irmgardeichen. Im gesamten 19. Jahrhundert besuchten durchschnittlich 34 Kinder

zwischen 6 und 14 Jahren die Schule, in der entsprechend landesherrlichem Edikt von 1780 ganzjährig unterrichtet wurde.

Über die Lerninhalte kann man angesichts der Ergebnisse der PISA-Studie heute nur staunen. Bei seiner Entlassung sollte das Kind, wie die Schulordnung von 1845 bestimmt, geläufig lesen, schreiben und rechnen können, den Sinn eines Lesestückes darstellen können, Sprachgefühl entwickelt haben, Gedanken klar formulieren können, die Heilige Schrift kennen und wiedergeben können. Weiter standen auf dem Unterrichtsprogramm Geographie und vaterländische Geschichte. Später kamen noch Turnen für die Jungen und Handarbeit für die Mädchen hinzu.

Die Lehrer sind uns ab 1810 bekannt, als von der Schulaufsicht der örtliche Gastwirt als Lehrer durch einen Ortsfremden ersetzt wird. Der Lehrer hatte neben dem Unterricht die Kapelle in Ordnung zu halten, anfallende Küsterdienste zu verrichten und die Sonntagnachmittagsandachten in der Kapelle abzuhalten. Neben ein paar Talern Jahresgehalt bestand seine Hauptentlohnung im Kostumgang, d.h. reihum musste jede Familie im Dorf den Lehrer zum Abendessen einladen. Diese Versorgungsart wurde zwar 1817 durch ein preußisches Edikt moniert und eine angemessene Bezahlung durch die Gemeinde verlangt, aber in Werthenbach hat sich der Kostumgang noch bis in die 30er Jahre des 19. Jahrhunderts erhalten. Ortsfremde Lehrer hatten es in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts besonders schwer. Die Bevölkerung stand ihnen ablehnend gegenüber. Sie waren Misshandlungen übelster Art ausgesetzt, und manchmal wurde ihnen jahrelang der Lohn vorenthalten, der dann nur über eine Zivilklage eingelöst werden konnte. Die fehlende Finanzkraft der Gemeinde auf der einen, der Kostumgang auf der anderen Seite, der Einblicke in die Privatverhältnisse der Dorfbewohner ermöglichte, mögen hierzu massiv beigetragen haben. Ruhe kehrte erst in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts im Dorf ein, als zum Gemeindeanteil ein Großteil des Lehrergehaltes aus einem Staatsfond bezahlt wurde.

Schule wurde ab 1737 im hinteren Teil der Kapelle, einem separaten Raum unter

der Empore, gehalten. 1816 (d) errichtete man dann am Rückgiebel der Kapelle einen eigenen Anbau für die Schule, der allerdings nur von der Kapelle aus zugänglich ist. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts galt die Schule als zu klein, zu niedrig und zu dumpf, sie widersprach den gesundheitlichen und hygienischen Verhältnissen. Mit dem Bezug einer neuen massiven Dorfschule im Jahre 1900 blühte die Kapellennutzung auf. Wöchentlich wurden bestellte Messen gelesen, für die der Pfarrer aus Irmgardeichen den 2,2 km langen Weg zu Fuß herüberkam. Die Frauen saßen vorn in den Bänken, die Männer standen hinten. 1928 wurde die Kapelle sogar durch Beseitigung der Trennwand um den Schulraum vergrößert. Damals sprachen die Werthenbacher über ihre Kapelle in der Schulchronik noch mit Stolz: „Die Kapelle bietet in ihrem Äußeren und Inneren ein recht ansehnliches Bild und kann als eine der schönsten Fachwerkkapellen des Siegerlandes bezeichnet werden“. Sie hatte 1928 neue Bänke und 1930 ein neues Harmonium erhalten.

Doch 1959 kam das Aus für die Kapelle. Auf Betreiben des Kapellenvereins wurde für die auf 500 Personen angewachsene Gemeinde eine größere gebaut und eingeweiht. 1962 wurde das gerade gegründete Freilichtmuseum auf das Bauwerk aufmerksam gemacht. Innerhalb von vier Wochen erfolgte der Gemeinderatsbeschluss zur Abgabe. Da das Museum den Abbau nicht unverzüglich vornehmen konnte, erhielt es 1965 vom Direktor der Amtsverwaltung Netphen einen Brief, der uns den inzwischen erfolgten Bewusstseinswandel der Gesellschaft, das Kultur- und Geschichtsverständnis der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts, drastisch vor Augen führt: „Die Gemeinde Werthenbach ist nicht mehr bereit, das alte Gebäude noch weiter im Ort stehen zu lassen (...) und begründet ihre Haltung damit, dass die Kapelle immer mehr verfällt und (...) das Dorf verschandelt (...) Ich halte es sogar für erforderlich, dass Sie sich die Kapelle noch einmal ansehen, ob sich der Abbruch des Gebäudes (...) überhaupt noch lohnt.“

In einem zweiten Brief heißt es „Unterzeichneter als Vorsitzender des Kapellenvereins ist vom Altertumswert dieser Kapelle

(...) überzeugt, steht aber in dieser Überzeugung so ziemlich in der Bevölkerung allein“. Bei dieser Haltung vor Ort nimmt es nicht wunder, dass zwischen 1959 und 1962 das gesamte Kapelleninventar, mit Ausnahme der Glocke, verschwand. So soll der Barockaltar mit dem Gemälde der Heiligen Maria Magdalena an Wanderhändler verkauft worden sein. Diese negative Einstellung ist heute wieder ins Positive umgeschlagen. Die Detailforschungen des Museums vor Ort, das Richtfest und dann 2001 die Einweihung wurde unter großer Hilfe und Anteilnahme durch die Dorf- und Regionalbevölkerung gestützt. Manches verlorene Ausstattungsstück, so die 14 Kreuzwegstationen aus den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts und die Figuren der Patroninnen sowie zwei weiterer Heiligen der Zeit um 1900, konnte zurückgeführt werden. Wie 1928 ist die Bevölkerung von Werthenbach, ja des ganzen Siegerlandes, nun stolz auf ihre Kapellenschule im Museum.

Die Werthenbacher Kapellenschule gehört mit ihren Ausmaßen von 9,80 m Länge und gut 6 m Breite sowie 8,20 m Höhe (ohne Dachreiter) schon zu den großen Bauwerken ihrer Art im Siegerland.²⁹ Während Schieferdach und Dachreiter mit Glocke einen Großteil der Siegerländer Kapellenschulen zieren, ist der vierseitige (4/4) Chorschluss eine Ausnahme, die selbst unter den 400 nachgewiesenen hessischen Fachwerkkirchen und Kapellen nur zweimal überliefert ist (Unter-Seibertenroth und Quotshausen).³⁰ Den drei Paaren außerordentlich kräftiger Bundständer und den drei Chorständern – im Siegerland früher als „Pfosten“ bzw. „Säulen“ bezeichnet – sind in halber Höhe mächtige profilierte Längsriegel zwischengespannt. Die Wandpartien unterhalb und oberhalb dieser kräftigen Riegel sind einfach verriegelt, und hier greifen die Strebenfiguren – in der Kombination von Fußstrebe mit Fußband – an die Ständer. Im Innern unterstützt ein mächtiger Unterzug die dichte Balkenlage mit ihrer Wellerholz-Lehmfüllung. In der Kapelle ist das hintere Drittel zweigeschossig angelegt, unten mit dem Schulraum, darüber mit einer seit 1816 zur Kapelle hin offenen Empore. In dieser Trennwand wird der mächtige Mittellängsunterzug durch eine abgefaste Säule



Abb. 20 Innenraum der Kapellenschule aus Werthenbach im Freilichtmuseum mit Barockaltar aus Bokel

gestützt, in der auch die Querriegel der Galerieauflager münden. Eine zweiflüglige Haustür in der rechten Traufe schließt die Kapelle als auch der Zugang zum Schulraum auf.

An den Rückgiebel schließt sich der 1816 (d) neu erbaute Schulraum von knapp 30 qm Grundfläche unter Pultdach an. Zu dieser Zeit wurde der alte Schulraum durch die Beseitigung der Wand unter der Empore der Kirche zugeschlagen. Als geradezu siegerlandspezifische Neuerung zeigen die Außenwände des Schulraumes ein frühes Beispiel riegellosen Fachwerks, wie es durch Verordnungen zur Holzeinsparung seit dem späten 18. Jahrhundert im Siegerland gefordert wurde.

Im ehemaligen Schulsaal steht ein kräftiger Schornstein, der durch den Emporenboden über das Dach hinaus geführt ist. In ihn sind die Ofenrohre für den Schul- und den Kapellenofen geführt. Leider wurden beim

Abbau keinerlei Untersuchungen über das Alter dieses Schornsteines angestellt, jedoch dürfte er schon im frühen 19. Jahrhundert bestanden haben, da für diese Zeit die Brennholzstellung der Gemeinde belegt ist. Ab 1900 wurde der Schulraum nicht mehr für Unterrichtszwecke genutzt und 1928 mittels Entfernung der Trennwand zur Kapelle dieser zugeschlagen. Zudem wurde auch die Empore entfernt und die Kirche neu ausgemalt.

Für die museale Präsentation wurde ein Zeitschnitt vor 1928 gewählt, sodass die Empore nach Befund und Vergleichsbeispielen rekonstruiert werden musste. Waren die Außenhölzer 1928 bei der grundlegenden Renovierung blau gestrichen worden, so wurde für die museale Präsentation der ältere, kräftige eisenoxidrote Ton mit Ockereinschlag gewählt. Die Fenster erhielten, wie in den vergangenen Jahrhunderten, innen und außen einen Grauanstrich. Der verlorengegangene Altar wurde durch den Barockaltar einer privaten Bauerschaftskapelle aus Bokel (Kreis Gütersloh) ersetzt (Abb. 20). Als Gestühl wurden vorübergehend Teile der für eine Kapelle des Sauerlanddorfes bestimmten Komplettausstattung der Maria-Hilf-Kapelle von 1897 aus dem Sauerländer Kleindorf Wistinghausen (Altkreis Brilon) benutzt.³¹ Über die reine Präsentation und didaktische Erschließung hinaus werden während der Museumssaison sonntagnachmittägliche Gottesdienste als Angebot für die Besucher gehalten.

Mit der Kapellenschule aus Werthenbach wurde nicht nur ein erstes Gebäude aus dem Siegerland im Museum errichtet, sondern auch der erste größere Sakralbau überhaupt. Damit eröffnen sich für das Museum Fragestellungen zur zentralen Bedeutung von Kirche und Religion in der Gesellschaft, im Dorf und im täglichen Leben jedes Einzelnen. Darüber hinaus ist die Entwicklung des Schulwesens auf dem Lande gerade am Beispiel des frühen Massenphänomens der Siegerländer Kapellenschulen in besonders dichter Weise verständlich zu machen. Letztendlich ist auch die besondere regionale Ausprägung des Fachwerkgefüges von Kapelle und Anbau bisher in keiner Stelle im Museum sonst vertreten.

Anmerkungen

- 1 Stefan Baumeier: Der lange Weg des Westfälischen Landesmuseum für Volkskunde – Eine unendliche Geschichte? In: Herbert May und Kilian Kreiling (Hg.): Alles unter einem Dach. Festschrift für Konrad Bedal zum 60. Geburtstag. Bad Windsheim 2004, S. 481-492; Jan Carstensen: Das Zentralmagazin. Zur Erhaltung von kulturhistorischen Objekten im Westfälischen Landesmuseum für Volkskunde. In: Ders. (Hg.): Die Dinge umgehen? Sammeln und Forschen in kulturhistorischen Museen. Münster 2003, S. 57-61.
- 2 Joachim Kleinmanns: „Fasanerie im hiesigen Thiergarten“. Zur Baugeschichte der fürstlich-lippischen Fasanerie auf dem Gelände des Freilichtmuseums. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 8 (1999), S. 105-122; Heinrich Stiewe: Auf den Spuren von Fasanenwärtern, Polizisten und Bauforschern. Eine neue Dauerausstellung im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold. In: Museum heute 25, 2004, S. 60-64. Vgl. auch den Kurzbericht von Heinrich Stiewe in diesem Band.
- 3 Stefan Baumeier: Die vergessenen Nachbarn. In: 20. Tagung des Verbandes Europäischer Freilichtmuseen, Tagungsbericht. Szentendre. Ungarn 2001, S. 234-241; Heinrich Stiewe: „Die vergessenen Nachbarn“. Jüdische Wohn- und Alltagskultur im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold. Ein Projektbericht. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 46 (2001), S. 416-422; Derselbe: Ein Haus ist umgezogen. Das Haus Uhlmann aus Ovenhausen im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold. In: Heimat- und Schützenverein Ovenhausen von 1575 e.V. (Hg.): Ovenhausen im Corveyer Land. Beiträge zu Geschichte und Gegenwart im Heimatfestjahr 2005. Höxter-Ovenhausen 2005, S. 170-178; Stefan Baumeier und Heinrich Stiewe (Hg.): Die vergessenen Nachbarn. Juden auf dem Lande im östlichen Westfalen. Forschungen zum Haus Uhlmann aus Ovenhausen (Kreis Höxter). Detmold 2005 (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, 24, im Druck). Vgl. auch den Kurzbericht von Heinrich Stiewe in diesem Band.
- 4 Gefion Apel: Lesen – Hören – Begreifen. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 8 (1999), S. 129f; dieselbe: „Wir würden am liebsten einziehen!“ Das „Haus zum Anfassen“ in der zweiten Saison. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn 13, 2, 2000, S. 129-132; Ein Haus zum Anfassen. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 8 (1999), S. 218f.
- 5 Andreas Heine: Untersuchung zur Geschichte des Hauses Nr. 90 in Vinsebeck und seiner Bewohner. Manuskript. Detmold 1991 (Werkvertrag für WFM Detmold); Stephan Pahs: Untersuchungen zum Tagelöhnerhaus Vinsebeck Nr. 9 und seinen Bewohnern. Auswertung von Interviews. Manuskript Münster 1992 (WFM Detmold, Schriftgutsammlung).
- 6 Herbert Galle, Stephan Pahs, Gabriele Wilpers: Innenleben – Haus der Gefühle. Gegenwartskunst als Mittel der Musealisierung. In: Jan Carstensen und Joachim Kleinmanns (Hg.): Freilichtmuseum und Sachkultur. Festschrift für Stefan Baumeier zum 60. Geburtstag. Münster 2000, S. 249-258.
- 7 Ebd., S. 252. Maria Gonschior: Gabriele Wilpers – „Sternengedränge“. Auf der Suche nach dem Geheimnis des Lebens. In: Westfalenspiegel 4, 2002, S. 36.
- 8 Zur Geschichte des Pastorats vgl. den Beitrag von Ulrike Gilhaus in diesem Band sowie Markus Kamps und Hubertus Michels: Das Pastorat Allagen für das Freilichtmuseum Detmold. In: Sauerland 1 (2000), S. 13. Zum Pfarrhausbau s. Thomas Spohn: Pfarrhausbau im Herzogtum Westfalen. In: Ders. (Hg.): Pfarrhäuser in Nordwestdeutschland. Münster 2000, S. 15-53; hier: S. 70f.
- 9 Der Zusatz (d) steht für dendrochronologische Datierung. Dendrochronologisches Gutachten von Hans Tisje, Neu-Isenburg, vom 26.5.1998; WFM Detmold, Gebäudeakte A 2.
- 10 Gesine Drons: Hintergrundinformation zum „Pastorat Allagen“ im späten 19. Jahrhundert. Werkvertrag für das Westfälische Freilichtmuseum Detmold. Manuskript Detmold 2002; Ulrike Gilhaus: Geschichte des Alten Pastorates Allagen, Werkvertrag für das Westfälische Freilichtmuseum Detmold. Manuskript Detmold 1998 (vgl. ihren Beitrag in diesem Band); Andreas Heinemann: Pastoratsgärten im ehemaligen Hochstift Paderborn. Diplomarbeit Fachschule Osnabrück, Fachbereich Landschaftsarchitektur. Manuskript Osnabrück 1996.
- 11 Ralf Nitschke: Das Pastorat. Detmold 2005 (Einzelführer des Westfälischen Freilichtmuseum Detmold, 19).
- 12 Gefion Apel und Christiane Müller: „Das Nothwendigste soll immer vor dem Nützlichen den Vorrang haben“. Das Pastorat aus Allagen: Musealisierung eines Wohnhauses im Westfälischen Freilichtmuseum Detmold. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn 15 (2002), S. 72-80; Gefion Apel: So wohnte ein Pastor um 1900. In: Heimatpflege im Kreis Soest 3 (2002), S. 3f.
- 13 Norbert Wenger: Das Armenhaus von Rinkerode nach archivalischen Quellen. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 2 (1987), S. 7-26.
- 14 Kai und Lutz Volmer: Bauhistorische Untersuchungen des Fachwerkgerüsts. Werkvertrag für das Westfälische Freilichtmuseum. Manuskript Detmold 2000.
- 15 Weiterführende Archivrecherchen zum Thema führten Cordula Marx und Kirsten Bernhardt durch. Eine Dissertation von Kirsten Bernhardt über Armenhäuser des Münsterlandes ist in Vorbereitung.
- 16 Vgl. Wenger (wie Anm. 13).
- 17 Kirsten Bernhardt: Das Armenhaus. Detmold 2005

- (Einzelführer des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, 16). Für die gestalterische und inszenatorische Ausführung wurde das Büro Homann, Güner, Blum – Visuelle Kommunikation aus Hannover gewählt, das einen erkenntnisreichen und spannenden Rundgang durch das Haus entwickelte.
- 18 Stefan Baumeier: Das museale Sauerlanddorf. In: Sauerland 2 (1993), S. 60-62; ders.: Das Sauerlanddorf in Detmold. In: Sauerland 4 (1994), S. 124-127 und Sauerland 1 (1995), S. 4-7; ders.: Idee und Realisation. Zur Geschichte des Westfälischen Freilichtmuseums. In: Stefan Baumeier und Jan Carstensen (Hg.): Westfälisches Freilichtmuseum Detmold. Geschichte, Konzepte, Entwicklungen. Detmold 1996, S. 7-68; Stefan Baumeier und Christoph Köck (Hg.): Sauerland, Facetten einer Kulturregion. Detmold 1994.
 - 19 Alfred Schubert: Des Landmanns Baukunde. Stuttgart 1896, S. 63f. und Tafel 22.
 - 20 Remise aus Oberberndorf. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 6 (1994), S. 206f.
 - 21 Volker Jarren: Geschichte des Hofes Schulte in Berghausen-Oberberndorf Nr. 2. Werkvertrag für das Westfälische Freilichtmuseum. Manuskript Detmold 1992.
 - 22 Hubertus Michels: Der Weg des Hofes Remberg aus Fretter ins Westfälische Freilichtmuseum Detmold. In: An Bigge, Lenne und Fretter. Heimatkundliche Beiträge aus der Gemeinde Finnentrop 18 (2003), S. 126-132.
 - 23 Josef Schepers: Das zentrale Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Detmold. Die bauliche Gestaltung des Freilichtmuseums. In: Heimatland Lippe, Sonderheft 1. Detmold 1964, S. 2ff.; Baumeier 1996 (wie Anm. 18), S. 19.
 - 24 Stefan Baumeier: Westfälische Bauernhäuser. Vor Bagger und Raupe gerettet. 2. erw. Aufl. Bielefeld 1983, S. 212, 239; G. Ulrich Großmann: Die Farbfassungen der Lohgerberei in Freudenberg, Krottorfer Straße 6. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 1 (1986), S. 127-138.
 - 25 Joachim Naumann: Arbeitswelt und Lebensformen des Bauhandwerks im wittgensteinischen Territorialstaat der Neuzeit (1550-1850). Diss. Marburg 1992; Annemarie Teepe-Wurmbach: Das Bauernhaus des Siegerlandes. Sobernheim 1988 (Beiträge zur Hausforschung, 7), S. 133-176.
 - 26 Hans Kiesling: Kapellenschulen im Siegerland. Typologie eines Bautyps. Masch.-schr. Diss. Dortmund 1984.
 - 27 Karl Jürgen Roth: Dokumentation zur Geschichte der ehemaligen Kapellenschule aus Werthenbach. Werkvertrag für das Westfälische Freilichtmuseum Detmold. Manuskript Siegen 1985.
 - 28 Vgl. Roth (wie Anm. 27), und ders.: Zur Entwicklung der Dorfschulen im Siegerland bis 1930. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 1 (1986), S. 111-126.
 - 29 Kiesling 1984 (wie Anm. 26), S. 22.
 - 30 Förderkreis Alte Kirchen e.V., Marburg (Hg.): Fachwerkkirchen in Hessen. Königstein (Taunus) 1987, S. 33, S. 57.
 - 31 Ankauf Kapelleneinrichtung für das Sauerlanddorf. In: Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 7 (1995), S. 242-244.